VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge *# 0097*

8. März
INTERNATIONALER FRAUENTAG
Feminismus
UND
Krawall

12⁰⁰ TOURSTART
Hauptplatz
20⁰⁰ FEMINISTISCHES WUNSCHKONZERT
STADTWERKSTATT LINZ

Join us!

PROTEST · PERFORMANCES
INTERVENTIONEN · KONZERTE
LIVE ÜBERTRAGUNG
Radio FRO 105.0 · dorftv.at

märz 2013

versorgerin Nr / 97 / MÄRZ 2013 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

»Mehr feministischen Krawall« wünscht sich Anna-Sarah Hennig vom Blog *Mädchenmannschaft* im Interview mit Tanja Brandmayr auf Seite 5, »weil es ohne leider nicht gehen wird.« Für *Feminismus und Krawall* sorgt am Internationalen Frauentag am 8. März an verschiedenen Orten in Linz ein transkultureller Zusammenschluss von Frauen, die das offensichtlich genau so sehen. Auf den Seiten 3 bis 6 finden Sie Texte zum Thema, von queer-feministischen Strategien bis zu frauenfeindlichen Kommentaren im Web.
»Mehr Tempo! Mehr Glück! Mehr Macht!« forderte in den 1920ern noch der Schriftsteller Franz Jung. Seit den 80ern wird das Heil immer mehr in der Entschleunigung gesucht, während doch, wie Magnus Klaue auf Seite 7 erklärt, nur noch die Notbremse helfen könnte.
»Was macht eigentlich… das Proletariat?« fragt sich Lars Quadfasel und macht sich auf Seite 8 Gedanken über dessen »rätselhaftes Verhalten«.
Buchstäblich um ihre Existenz kämpfen Flüchtlinge in der Votivkirche. Luis Liendo Espinoza schildert Gründe zur Flucht etwa aus Pakistan auf Seite 8.
Die Flucht aus Österreich mit dem letzten Zug gelang einigen in letzter Minute, wie etwa dem Schriftsteller Soma Morgenstern, als die Deutsche Wehrmacht vor 75 Jahren in Österreich einmarschierte. Warum Erwin Riess in diesem Moment die Geburtsstunde des »wahren Österreichers« sieht, ist auf Seite 10 zu lesen.
Noch ehe das neue gigantomanische Linzer Musiktheater sein Publikum im »Zuckerwasser« des *Rosenkavaliers* »ertränkt« (Otto Klemperer), wendet sich die Reihe *antidot* in der Stadtwerkstatt einer sehr intimen Musikform zu: »Dialektik im Quartett« ist der Titel der Vortragsreihe mit Musikbeispielen über das Streichquartett von Beethoven bis Eisler von Gerhard Scheit, dessen Artikel auf Seite 11 in das zu Kommende einführt. Der erste Vortrag über Beethoven und Schubert findet am 20. März statt.
In der Reihe »Mythos Medienkunst« analysiert Franz Xaver auf Seite 12 mit seinem Interview-Partner Max Kossatz den Paradigmenwechsel Mitte der 90er Jahre und erklärt auf Seite 13, warum Kunst von Nicht-Können kommt.
Armin Medosch hat die Transmediale in Berlin besucht und schreibt auf Seite 14 über das dort installierte »Evil Media Distribution Centre« sowie über das Buch »Evil Media« von Matthew Fuller und Andrew Goffey.
Stephan Grigat schreibt auf Seite 15 das Nötige zur Debatte um Augstein und den Antisemitismus.
Wolf Günther Thiel verbrachte einige Zeit als Stipendiat der Stadtwerkstatt auf dem »Messschiff Eleonore« und liefert einen Bericht darüber »frei und illusionslos« auf Seite 16.

Und zur katastrophalen Kürzung von servus.at durch den Bund gibt es nebenstehend eine Stellungnahme des für die Freie Szene so wichtigen Vereins.

So nicht!

k.

servus@servus.at

Kürzung der Förderung bedroht regionale Kulturszene

Die Kulturinitiative servus.at, ein Verein regionaler Kunst- und Kulturschaffender, ist neben seiner eigenen kulturellen Arbeit auch digitale Infrastruktur für seine Mitglieder. Damit könnte jetzt Schluss sein. Der Bund kürzt die Förderung um 43 Prozent. Ein vergleichsweise kleiner Betrag von 15.000 Euro für 2013 wird zur Existenzfrage.



Texta auf der Bühne bei der Servusoperette, einer Operette über den Weg des Internets von der hoffnungsvollen Utopie bis in die Niederungen der Realität.

Radio FRO 105.0, Dorf-TV, Radio Freistadt, Stadtwerkstatt, MAIZ, Fiftitu, KAPU, Festival der Regionen: Solche und ähnliche Initiativen stehen für eine aktive und kreative Kunst- und Kulturszene im Raum Linz. Servus.at betreibt für diese Initiativen IT-Infrastruktur, ist Vermittler von Expertenwissen. In seiner Kulturarbeit hat der Verein als Vorreiter viele Themen beeinflusst. »Wer heute das Thema **Open Commons Region** sieht, muss auch sehen: servus.at verankert dieses Thema **seit 16 Jahren in der Region**«, erklärt **Uschi Reiter, Geschäftsführerin des Vereins**, »und zwar in der tagtäglichen Praxis der Kunst- und Kulturschaffenden«. Dies war aufgrund der finanziellen Situation bereits in den letzten Jahren nur noch im »Notfallbetrieb« möglich: Die Kürzung der Bundesförderung setzt dem ein jähes Ende.

Der Verein arbeitet seit Jahren am äußersten finanziellen Limit. Die Kürzung des Bundes betrifft zwar die kulturellen Projekte des Vereins, aber der Verein kann bei den Fixkosten die Kürzungen nicht mehr ausgleichen. »**Die Technikkosten für 2013 sind nicht mehr gesichert**«, erklärt Uschi Reiter, »damit steht die Existenz von servus.at komplett in Frage«. Auf die regionale Kulturszene kommen in jedem Fall teilweise tiefe Einschnitte in der Unterstützung durch den Verein zu.



Auf den LiWoLi2012 werden von den Teilnehmern »piccolos« - kleine, frei programmierbare, CNC-Maschinen hergestellt.

Die entstehenden Mehrkosten werden an Stadt Linz und Land OÖ hängen bleiben.

Absage für das internationale Festival LiWoLi 2013?

In Kooperation mit der Linzer Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung hat servus.at die Linzer Linuxwochen – einer Veranstaltung für IT-Fachpublikum - in den letzten 5 Jahren in **eine ambitionierte Kunst- und Kulturveranstaltung** weiter entwickelt. »Wir sind hier gerade an dem Punkt angelangt, an dem es beginnen würde richtig spannend zu werden«, sagt Uschi Reiter. »Aufgrund dieser Kürzung können wir im Moment aber weder sagen, ob die LiWoLi weiter statt finden können, noch ob wir diesen Weg fortsetzen können«.

Kleine Kulturvereine müssen teure Dienstleistungen zukaufen

»Verglichen mit dem Budget für eine einzige Ministeriumshomepage betreiben wir zu lächerlichen Kosten ein unabhängiges Rechenzentrum für die regionale Kunst- und Kulturszene«, meint Uschi Reiter. Der technische Teil der Arbeit von servus.at wird derzeit **durch den Idealismus** der Angestellten, Förderungen und Mitgliedsbeiträge der Kunst- und Kulturvereine ermöglicht. Müssen die Kunst- und Kulturvereine diese Technik zukaufen, bedeutet dies entsprechende Mehrkosten. Diese werden letztlich in den regionalen Budgets der Stadt Linz bzw. dem Land OÖ zusätzlich auftauchen, sofern sie überhapt übernommen werden.

Offizielle Presseaussendung servus.at

Wir wollen nicht die bessere Hälfte der Menschheit sein

Tina Füchslbauer zum Internationalen Frauentag am 8. März

Gleich einmal vorneweg: Frauen[1] wünschen sich, dass Aktivitäten zum 8. März überflüssig werden. Eine Welt ohne Geschlechterungerechtigkeit und -gewalt, ohne Zwang zur Zweigeschlechtlichkeit, also auch ohne den Druck, sich permanent als Männlein oder Weiblein deklarieren zu müssen, ist für viele Feminist*innen in poststrukturalistischen Zeiten die anzustrebende Utopie.
Braucht der Feminismus die Frauen? Judith Butlers Antwort darauf lautete: »Der Feminismus braucht die Frauen, aber er muss nicht wissen, wer sie sind.«[2]
Der postmoderne Diskurs findet allerdings auf sehr weißem, privilegiertem Boden statt. Was ist mit jenen, denen ihr Subjektstatus von der Gesellschaft nicht zuerkannt wird, die unsichtbar gemacht werden, nicht gehört werden? Black- und chicana feminists wie bell hooks, Audre Lord und Gloria Anzaldúa haben darauf hingewiesen, dass weiße Frauen in ihren Kämpfen häufig nur von ihren eigenen Lebenssituationen ausgegangen sind. Betty Friedans Buch »Der Weiblichkeitswahn« war eines der am heftigsten kritisierten Werke der zweiten Frauenbewegung. Friedan klagte damals über den Frust von weißen Akademikerinnen, nach dem Studium nur Hausfrau und Mutter zu sein und an einer äußerst ungünstigen Mischung aus Überforderung und Langweile zu leiden.
Was sie aus ihrer Position heraus nicht gesehen hat war, dass Frauen in unsicheren ökonomischen Situationen längst arbeiten mussten, um ihre Familie zu ernähren.
Leider existieren diese blinden Flecken nach wie vor. Postkoloniale Theoretikerinnen, genauso wie Judith Butler, werfen auch der heutigen Frauenbewegung zu Recht Ausgrenzungsmechanismen vor.
»Wenn du kritisch bist, doch dich nicht siehst, bleibt das dein Privileg«.[3]

Wo sind sie denn, die subversiven, dringend notwendigen queer-feministischen Solidaritäten mit Migrant*innen, Frauen mit körperlichen, geistigen, psychischen Beeinträchtigungen, Frauen der Arbeiter*innenklasse (die es nämlich auch in Österreich noch gibt), Inter- und Transsexuellen? Es gibt sie bisher nur in Ansätzen, diese gemeinsamen Kämpfe.
Die Überzahl weißer Feminist*innen reflektiert ihre Privilegien gegenüber Migrant*innen ebenso wenig wie weiße Männer ihre Vormachtstellung in der Gesellschaft. Der Prozess des »othering« (Spivak) führt dazu, dass wir ein von uns abgegrenztes Bild »der* Anderen« produzieren, das uns erlaubt, diese* Andere* als so fremd und anders wahrzunehmen, als ob das eigene Leben nichts mit der* Anderen* zu tun hätte und als ob der Wohlstand Österreichs nicht mit der Armut in anderen Ländern in Zusammenhang stehen würde. Der Opferdiskurs um »DIE unterdrückte Migrantin« dient vor allem dazu, Rassismen zu verschleiern und das Selbstbild der »emanzipierten Europäerin« zu zementieren. Weiße Akademiker*innen führen abgehobene Debatten um die Ausbeutung der Frauen, prekäre Arbeitsverhältnisse, Critical Whiteness und Intersektionalität, während sie von Migrant*innen ihre Kinder betreuen und ihre Großeltern pflegen lassen.[4]

Critical Österreichness

In Europa ist mensch entsetzt darüber, wenn woanders Menschenrechte verletzt werden. Es ist unbestritten, dass es Länder gibt, in denen Frauenrechte mehr und brutaler mit den Füßen getreten werden als in anderen. Deshalb soll kein »Ranking« des Leids vorgenommen werden. Manches sieht österreicher*in allerdings aus der Distanz klarer als aus der Nähe und die eurozentrische Weltsicht ist oft hinderlich beim Erkennen der misogynen Strukturen und Handlungen im eigenen Land. Was gibt's also Neues im Westen? Werfen wir doch einen queer-feministisch-kritischen Blick darauf, was sich im letzten Jahr aus frauenpolitischer Perspektive in Österreich und Deutschland getan hat.
Die Amstettner FP-Stadträtin Brigitte Kashofer warf dem Frauenhaus vor, mitschuldig an der Zerstörung von Ehen und Partnerschaften zu sein.[5]
Die selbsternannten »Lebensschützer*innen« von HLI (Human Life International), denen es egal ist, dass Frauen sterben müssen, nur weil ihnen das Recht auf eine medizinisch korrekt durchgeführte Abtreibung verweigert wird, durften im Oktober in Wien ihren »6. Welt-Gebets-Kongress für das Leben« feiern.[6] Die Deutsche Bahn brachte im Sommer die frauenfeindlichen Demonstrant*innen sogar mit Tickets zum Sonderpreis zu ihrem »Marsch für das Leben 2012«.[7]
In Köln wurde zu Beginn des Jahres 2013 einer Frau nach einer Vergewaltigung in zwei katholischen Krankenhäusern Hilfe verweigert, weil die Klinikleitung moralische Bedenken hat, Vergewaltigungsopfern die sogenannte »Pille danach«, ein Notfallverhütungsmittel, zu verabreichen.[8]
Anstatt Frauen die Definitionsmacht darüber zu lassen, was ein sexualisierter Übergriff ist und was nicht, wird in Österreich darüber diskutiert, an welchen Körperstellen Frauen begrapscht werden dürfen. Sexuelle Belästigung wird nicht ernst genug genommen, um ins Strafrecht aufgenommen zu werden.[9]
Bei ÖVP, FPÖ und BZÖ gingen die Wogen gegen eine Aufklärungsbroschüre für den Sexualkundeunterricht hoch, weil darin queeren Lebensweisen gleichberechtigt Platz gegeben wird.[10]
Sexarbeiterinnen werden in Wien an die gefährlichen Außenbezirke verjagt. Auch in Oberösterreich wurden Betroffene nicht in die Entwicklung des neuen OÖ Sexualdienstleistungsgesetzes miteinbezogen.[11]
Der Freiheitliche Politiker Wolfgang Kitzmüller hinterließ vor Kurzem auf der Facebookseite der HOSI Linz einen Kommentar, für welchen der Begriff »hate speech« zutreffender nicht sein könnte.[12] Österreichs unabhängiges Nachrichtenmagazin behauptete, dass die Einkommensungerechtigkeit zwischen Männern und Frauen ein Mythos ist. Frauenpolitikerinnen würden mit falschen Zahlen den Geschlechterkampf aufheizen.[13] Das ist ungefähr so zynisch wie die Entscheidung der rechtspopulistisch-konservativen Regierung im Jahr 2000, das Frauenministerium mit der Begründung, dass nun Gender Mainstreaming gemacht werde, aufzulösen.[14]
Aus Platzmangel kann an dieser Stelle nicht auf die weiteren, im letzten Jahr stattgefundenen, Gewaltakte gegen Frauen, teilweise mit rassistischem Hintergrund, eingegangen werden. Ziel war auch keine vollständige Aufzählung, sondern lediglich das Wagen eines kritischen Blickes auf das Land, das wir so nicht haben wollen.
Es gibt also noch einiges zu tun für alle »F«s und alle mit »*«. Zum Glück gibt es subversive Migrant*innen, die etwas Entwicklungshilfe im »Land der Fußkranken«[15] leisten.
Am 8. März wollen wir gemeinsam dagegen anschreien, dass Frauen- und Menschenrechte in Österreich täglich verletzt werden. Wir werden gemeinsam den braunen Sumpf pink und lila einfärben. Wir werden gleichzeitig das Frau-Sein abschaffen und für Frauenrechte kämpfen. Wir lassen uns nämlich nichts vorschreiben. »Wir wollen das ganze Paradies!«[16]

---

[1] Da ist es, das F-Wort. Warum? Weil es zwar schon gelebte Alternativen (deshalb ansonsten die Schreibweise mit Sternchen) gibt, aber aufgrund der bestehenden Machtverhältnisse die Analysekategorie »Frau« noch immer notwendig ist, um patriarchale Gewalt gegen Frauen aufzuzeigen. Frauen sollen als Opfer nicht unsichtbar gemacht werden.
[2] In: Frankfurter Rundschau, 27. Juli 1993, S. 10
[3] Sookee feat. Refpolk: *http://www.sookee.de/material/lesen/rap-lyrics/*
[4] vgl. Caixeta, Luzenir (2012): Denn es gibt sie. Notizen aus widerständigen und utopischen feministischen Praxen. In: Krondorfer, Birge; Grammel, Hlede (Hg.innen): Frauen-Fragen. 100 Jahre Bewegung, Reflexion, Vision. plattform 20000frauen. Promedia. Wien. S. 297 - 310
[5] *http://derstandard.at/1342139052002/Amstettner-Frauenhaus-als-Zielscheibe-fuer-die-FPOe*
[6] *http://diestandard.at/1345166493689/Gebetswelle-gegen-Abtreibung-im-Anmarsch*
[7] *http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/anreise-zu-protestveranstaltung-bahn-wegen-rabatten-fuer-abtreibungsgegner-in-der-kritik-1.1390199*
[8] *http://diestandard.at/1358303770178/Katholische-Kliniken-sollen-Vergewaltigte-abgewiesen-haben*
[9] *http://diestandard.at/1353206814467/Graz-Grapscher-wird-nicht-belangt*
[10] *http://diestandard.at/1353207666095/Wenn-Hardliner-schreien-springt-die-OeVP*
[11] vgl. Caixeta, Luzenir; Hamen, Melanie; Mineva, Gergana (2012): For a change of perspective. Oder: Wie schaut Sexarbeit aus, wenn die Perspektive der Sexarbeiter_innen miteinbezogen wird? In: Greif, Elisabeth (Hg.): Sex Work(s). verbieten – erlauben – schützen?. Linzer Schriften zur Frauenforschung 51. JKU. Linz. S. 161 - 181
[12] *http://www.hosilinz.at/presse/130/hosi-linz-anzeige-gegen-fp-kitzmueller-eingebracht-.html*
[13] *http://www.profil.at/articles/1213/560/323607/einkommen-loehne-die-wahrheit-ungleichheit*
[14] *http://www.gwi-boell.de/web/eu-laendervergleich-oesterreich-373.html*
[15] Dominika Meindl (2011): Im Land der Fußkranken. Polemiken, Reportagen und Liebeserklärungen aus Oberösterreich
[16] Graffitispruch von Mujeres Creando, Bolivien: »Queremos todo el paraíso!«, *http://www.mujerescreando.org/*

Tod den Kategorien – ein Sternchen*?

Conny Gantze, *Steffi Gunzy* und *Sina Wurm* vom Redaktionskollektiv des Magazins *fiber* über »queer«-feministische Strategien.

Immer wieder steht (nicht nur) das Redaktionskollektiv des Magazins *fiber*. werkstoff für feminismus und popkultur[1] vor dem Problem, wie Thematiken/Diskriminierungen benannt werden können, ohne auf Kategorien zurückzugreifen. Lösungen wurden (noch) nicht gefunden und vielleicht trifft hier ja mal wirklich »Der Weg ist das Ziel« zu. Doch wie die verhassten Kategorien (Mann/Frau, hetero/homo, etc.) abschaffen, wenn »wir« diese immer und immer wieder fortschreiben?
Wie den Spagat zwischen »Feminismus«, und hier ist ein sehr verallgemeinerndes Verständnis mit klaren dichotomen Trennungen (also »Mann/Frau«) und einem klar definierten Feind (Patriarchat) gemeint, und den (zu recht) alles in Frage stellenden queeren Überlegungen vollziehen?
Könnte eine queer-feministische Fortschreibung der Kategorien eine Verbindung von Weiterschreibung und Wegschreibung (fort = weg) sein – da Kategorien zwar benannt, aber gleichzeitig auf den konstituierten Charakter dieser hingewiesen wird – oder ist das Sternchen* am Ende einer jeweiligen Zuschreibung (Mann*, Frau*, etc.), welches dieser Konstruiertheit Ausdruck verleihen soll(te) nur theoretische Augenauswischerei?

fiber
werkstoff für feminismus und popkultur

Ein Dilemma ist ja: Wie dem Naturalisierungszirkel das Gelenk brechen, also wie diesem Rückschluss von Biologie auf »Verhalten«/»Charakter« und der daraus resultierenden Annahme bzw. Praxis einer hierarchischen Verortung in der Gesellschaft und dem aus einer dichotomen hierarchischen Situiertheit entstandenen Verständnis von Biologie[2] die »objektive Logik« entreißen?
Und das daraus abgeleitete/verwobene/aufbauende/ursprüngliche »andere« Dilemma: Wie den sprachlichen Kategorien die Sinnhaftigkeit annullieren, welche diese konstituieren und durch den Gebrauch manifestieren?

Und immer wieder Butler …

Judith Butlers vorgestellte Theorie (soweit es recht verstanden wurde) sieht ja in der Notwendigkeit der Wiederholung dieser Kategorien, damit diese überhaupt fortbe-/entstehen können, auch deren Brüchigkeit, und hier liegt nach Butler der Anknüpfungspunkt subversiver Handlungsmöglichkeiten. Also da eine Wiederholung ja nie komplett dem Vorhergehenden entspricht und bei jeder Wiederholung eine Verschiebung stattfindet, kann hier subversiv »interveniert« werden. Außerdem sieht sie in der Parodie Möglichkeiten einer subversiven Strategie, die Konstruiertheit von (Geschlechts-)Identitäten aufzuzeigen und diese ad absurdum zu führen. Als »Handlungsanleitung« können Butlers Überlegungen jedoch nicht in allen Situationen und Lebensrealitäten umgelegt werden.
Denn wie können diese Überlegungen in »akuten« Diskriminierungssituationen handlungsmächtig umgesetzt werden?

»Queer« als Strategie

»Queer« versteht sich nicht als neue Kategorie im Sinne von Mann, Frau oder »queer«. Dies liegt auch in der teils problematischen Offenheit des Begriffs »queer« begründet. So ist »queer« nicht wirklich definierbar und soll/muss ständig erweitert werden. Klar ist, »queer« steht, jetzt mal gänzlich vereinfacht ausgedrückt, gegen (Hetero-)Normativität. Das heißt, anscheinend jede_r kann sich »queer« aneignen, sich mit »queer« labeln, die_der in irgendeiner Weise »que(e)r« zu einer Norm steht. Die (vermeintliche) Inklusivität von »queer« birgt jedoch auch wieder die Gefahr, durch die Vernachlässigung der Hinterfragung des scheinbaren geschlechtsneutralen und nicht ethnisierten Charakters von »queer« eine erneute Allgemeinheit als *weiß*[3] und männlich* herzustellen.
Andererseits lässt sich durch die Individualisierung »queer« gut in die neoliberale Logik integrieren.
Das heißt jedoch nicht, »queere« Überlegungen auf Grund von Widersprüchlichkeiten oder vermeintlichen Schwächen/Problematiken ad acta zu legen, sondern gerade diese Herausforderungen als »queere« Strategie zu nützen. »Queer« sollte ständig selbst »verqueert« werden.

Queer-Feminismus - Feminismus »verqueeren«

»Queer« und »Feminismus« stehen in einem umstrittenen, ständig neu verhandelten (Spannungs-) Feld. Die Queer Theory hat das Anliegen, Kategorisierungsprozesse als soziale Konstruktionen zu entlarven und zu destruieren. »Der Feminismus«, insbesondere »der« Differenzfeminismus, beruft sich hingegen auf die Unterschiede zwischen Frau* und Mann*, um die Stellung von Frauen* zu verbessern. Oft entsteht also der Eindruck, »Queer Theory« und »Feminismus« wären inkompatibel. In diesem Fall wird aber übersehen, dass »queer« durchaus in der Lage ist, sich aus strategischen Gründen auf Kategorien zu berufen, die eigentlich dekonstruiert gesehen werden möchten. Die bloße Ansicht, dass die dichotomen Kategorien Frau*/Mann*, homo*/hetero*, *weiß*/Schwarz oder ability*/disability* gesellschaftlich/kulturell gemacht und eben nicht »natürlich« sind, heißt nicht, dass aktuelle gesellschaftliche Differenzen und Hierarchien bestritten werden.[4]

Keine Kompromisse?!?

Die Bredouille mit dem »wir« ist ständige und vertraute Begleiterin des politischen Aktivismus. Dem (selbstauferlegten) Homogenisierungzwang kann nur schwer entflohen werden. Aus- und Einschlüsse werden scheinbar chronisch re-/produziert. Kollektivsubjekte können Hierarchisierungsträgerinnen sein, da es ja noch »die Anderen« gibt. Und diese »Anderen« braucht es auch, um sich selbst zu definieren und eben in gewissem Sinne zu hierarchisieren. Aber können politische Forderungen/Manifeste/Aktionen/etc. ohne ein Kollektivsubjekt artikuliert und im besten Fall durchgesetzt werden? Eine Möglichkeit wäre zumindest mal das »wir« transparenter zu definieren, also offen zu sagen, aus welcher Position wer was fordert/macht/schreibt. Dies löst zwar das Dilemma nicht auf, hat aber das Potenzial, zumindest teilweise die Problematik der Ausschlüsse zu thematisieren.
Doch wie können z.B. Forderungen nach »Frauen*räumen« dem Vorwurf des Ausschlusses argumentativ entgegentreten? Bzw. ist dies überhaupt möglich oder gewünscht? Politisches Handeln ist in einer hierarchisierten Gesellschaft verortet, in welcher Identitätskategorien produziert und aufrecht erhalten werden. Frauen*räume bieten Frauen* die Möglichkeit, eigene Strukturen und Strategien zu entwickeln, die vielleicht zu einem »späteren« Zeitpunkt wieder verändert bzw. geöffnet werden können. Wie Identität sind auch politische Strategien ständig je nach gesellschaftspolitischen Verhältnissen in Entwicklung zu sehen. Wenn von dieser Entwicklung ausgegangen wird, bzw. sie als maßgeblich angesehen wird, ist klar, dass zu gewissen Zeitpunkten gewisse Kompromisse gemacht werden müssen, nicht aus der vorgeworfenen ideologischen Inkonsequenz, sondern aus dem Potenzial nach Veränderung, und weil die Zeit und Entwicklung neue Formen von Allianzen und Formierungen sowie persönliche Identitäten bedarf.

***_k“”**

Bei *fiber* werden diese Ausschlüsse fast schon pedantisch diskutiert. Eine Lösung gibt es nie. Das Redaktionskollektiv selbst kann als relativ homogene Gruppe gesehen/problematisiert werden. So werden alle Diskussionen aus einer *weißen*, akademischen Position heraus geführt. Aber kann/soll die Thematisierung dieser Ausschlüsse schon das Ende der Problematik sein, oder bedarf es Interventionen, welche die zumindest »nicht gewollten«[5] Ausschlüsse zu vermeiden versuchen? Interventionsmöglichkeiten gibt es und es wird versucht, sie zumindest ansatzweise umzusetzen. Als Beispiele können so banale Fragen wie, wer, bzw. welche Gruppen in welcher Sprache Ausschreibungen für Artikel bekommen, oder wie ein möglichst barrierefreier Zugang zu Texten und Partizipationsmöglichkeiten gewährleistet werden kann, genannt werden.

Der paradox anmutenden Haltung zu Kategorien kann mit dem schon anfangs erwähnten Sternchen* Rechnung getragen werden. Aber nicht nur das Sternchen*, auch der _gendergap, kursive Schreibweise und in Anführungszeichen gesetzte Wörter können dazu dienen, auf die Problematik der Kategorien hinzuweisen. Auflösen können sie zwar diesen Widerspruch nicht, aber vielleicht ist dieses permanente Hinterfragen und die Paradoxie selbst schon ein Auflösungsversuch dieser Kategorien.

http://www.fibrig.net/

---

[1] Die Umbenennung in »werkstoff für queer_feminismus und popkultur« wird laufend diskutiert, ist jedoch bis jetzt noch nicht konsensorientiert beschlossen.
[2] Vielleicht einfacher ausgedrückt: Biologie, hier vor allem das biologische Geschlecht, ist ein Konstrukt der Gesellschaft und die gesellschaftliche binäre Ordnung wird durch dieses Konstrukt aufrechterhalten.
[3] Schreibweise Schwarz und *weiß*: Schwarz, großgeschrieben, weil es keine adjektivische Beschreibung ist, sondern eine politisch gewählte Selbstbezeichnung.
weiß – klein und kursiv - hier geht es darum, dass der Begriff eine kritisch gemeinte Konstruktion ist und keine rassistische Beschreibung, die unreflektiert auf ein körperliches Merkmal wie die Hautfarbe abhebt. (Noah Sow: Deutschland Schwarz weiß, zitiert in: *http://www.edition-assemblage.de/wie-vermeide-ich-es-rassistische-artikel-zu-schreiben/*)
[4] Verwiesen sei hier auf den von Gayatri Chakravorty Spivak artikulierten »strategischen Essentialismus«. Bei diesem strategischen Rückgriff auf Kategorien muss jedoch permanent klar gemacht werden, dass es sich hierbei um eine Strategie zur politischen Mobilisierung handelt, die in einer spezifischen Situation eingesetzt, aber auch wieder aufgegeben werden muss (Spivak 1994, zitiert in Mesquita 2003:119).
[5] Männer* sind bis jetzt aus dem Redaktionskollektiv »gewollt« ausgeschlossen - dieser Ausschluss wird jedoch auch immer wieder thematisiert.

»Ohne Krawall wird es nicht gehen«

Im Autonomen Zentrum fand letzten November ein Workshop des Blog »Mädchenmannschaft« zu »queerfeministischen Aktivitäten im Netz« statt. Im Nachhall dessen ein E-Mail-Interview von *Tanja Brandmayr* mit Anna-Sarah Hennig von der Mädchenmannschaft.

Die Mädchenmannschaft startete als Blog und wurde erst einige Jahre später zu einem Verein. Im Vordergrund stand und steht die »Spielwiese für eine offenere und bessere Gesellschaft«. Welche Entwicklungen gab es in der Mädchenmannschaft?

Das Blog maedchenmannschaft.net ging aus dem Buch »Wir Alphamädchen – warum Feminismus das Leben schöner macht« hervor, bzw. wurde von den Autorinnen dieses Buchs, Meredith Haaf, Susanne Klingner & Barbara Streidl, gegründet. Dann wurde ein Verein, Mädchenmannschaft e.V., gegründet und immer mehr Autor_innen und Redakteur_innen kamen dazu. Inzwischen ist die Mädchenmannschaft auf sieben Redakteurinnen und ein gutes Dutzend Kolumnist_innen angewachsen, wobei sich die drei Gründerinnen (die letzte ist im vergangenen Herbst ausgestiegen) inzwischen anderen Projekten zugewandt haben. Insgesamt ist das Team aber nicht nur größer geworden, sondern auch deutlich diverser, was unsere jeweiligen Backgrounds angeht.

Feminismus und politische Netzaktivitäten, die deklarierten Schwerpunkte der Mädchenmannschaft, sind sehr weit gefasste Klammern. Natürlich stehen in einem Blog keine Theorieabhandlungen im Mittelpunkt, sondern es geht darum, Theorien und Ansätze auf den Boden einer vielseitig gelebten Praxis zu kommunizieren – in welcher Form passiert das? Von wo bis nach wohin reicht das Spektrum? Und wo bündeln sich die gemeinsamen Interessen?

Unser »Leistungsspektrum« reicht von satirisch-sarkastischen rants über essayistische Analysen über Buch-, Musik-, Blog- oder Filmvorstellungen über Medienkritik über persönliche Erfahrungsberichte über Veranstaltungsankündigungen bis hin zu theoretisch und wissenschaftlich informiertem Input, z.B. feministischer Ökonomiekritik. Rein formal haben wir uns bisher keine Grenzen gesteckt, wir haben auch schon Lyrik veröffentlicht. Wir verstehen uns als interaktive Plattform, das heißt, unser Blog lebt nicht nur von dem, was die Autor_innen schreiben, sondern auch von den Kommentaren, Hinweisen und Beiträgen der Leser_innen. Die Autor_innen haben ihre unterschiedlichen Lieblingsthemen und unterschiedliche Perspektiven darauf, aber unser gemeinsames Verständnis von feministischer Arbeit beruht auf dem Versuch, eine möglichst weite Perspektive einzunehmen oder zumindest mitzudenken, wenn es um die Kritik an Machtverhältnissen geht. Zusammenfassend könnte man vielleicht sagen: Unsere gemeinsamen Interessen bündeln sich in dem Versuch, Feminismus so zu gestalten, dass sich möglichst viele und verschiedene Leute angesprochen und mitgenommen fühlen.

MÄDCHENMANNSCHAFT

»Engagiert euch doch mal im richtigen Leben!«, das bekommen Internet-AktivistInnen ja öfter mal zu hören. Ist das ein Vorwurf, mit dem auch die Mädchenmannschaft schon konfrontiert wurde – den Vorwurf des richtigen Lebens? Ich nehme zudem an: eine Unterscheidung in online und »richtiges Leben« offline macht wohl bei der Mädchenmannschaft kaum Sinn. Bzw. anders gestellte Frage: Wo liegen zur Zeit die Aktivitäten, die die Mädchenmannschaft außerhalb des Blogs am liebsten betreibt?

Klar, das hört man schon ab und zu – dass man sich in der kuscheligen Internetblase verstecken würde, aber »vom echten Leben und den richtigen Menschen da draußen« ganz weit weg sei. Tatsächlich macht bei Menschen, die sich viel online tummeln, dort kommunizieren, diskutieren und soziale Netzwerke pflegen, eine Unterscheidung in »echtes Leben« und Internet wenig Sinn. Zumal wir ja nicht nur bloggen und twittern und auf Facebook oder bei uns im Blog diskutieren, sondern alle auch »draußen« unterwegs sind – nicht nur für die Mädchenmannschaft mit Zeitungsartikeln, im Radio, bei Workhsops oder Vorträgen (was wir alles sehr gern tun), sondern auch weil wir zu unserer täglichen Erwerbsarbeit gehen oder zur Uni, unsere Kinder zum Kindergarten oder zur Schule bringen, zur Bandprobe gehen oder auf Demonstrationen, zum Sport oder zum Freund_innentreff... Und das alles tun wir als Feministinnen – wenn natürlich auch unterschiedlich viel Raum bleibt und unterschiedliche Möglichkeiten, sich dort als solche zu positionieren. Die Dinge, gegen die wir und andere im Netz anschreiben, erleben wir und andere – alles echte Menschen – im ganz richtig echten Leben. Die Erfahrungen, die wir mit unseren »echten Leben« machen, nehmen wir mit ins Internet und umgekehrt. Bisweilen werden auch Offline-Aktionen mit Online-Unterstützung geplant, Demonstrationen zum Beispiel. Unsere herrschaftskritische Brille setzen wir auch im Offline-Alltag nicht ab und versuchen tagtäglich, unsere politischen Ansprüche möglichst bruchfrei in Praktiken umzusetzen. Was natürlich nicht immer ohne weiteres und widerspruchsfrei gelingt.

In Linz soll zum 8. März ein Umzug mit dem Header »Feminismus & Krawall« stattfinden. Ich darf eine assoziative Frage stellen, aus eurer Sicht: Wie laut ist Feminismus heute? Oder wie kämpferisch? Oder wie smart und humorvoll? Wo liegen die Dringlichkeiten?

Krawall finden wir gut, wichtig und richtig. Aus unserer Sicht schließen sich Lautstärke, Kampfgeist einerseits und Humor andererseits übrigens keinesfalls gegenseitig aus, wir lachen uns sogar in schöner Regelmäßigkeit miteinander kaputt (das gibt Kraft für den oft harten feministischen Alltag), ohne einen Funken Wut über Missstände dadurch einzubüßen. Generell kämpft jede Feministin auf ihre Weise, nicht immer ist bei allen genug Kraft da, um laut zu werden, und nicht jeder Kampf, der wichtig ist, wird hör- oder sichtbar. Für manche ist es schon ein Akt des feministischen Widerstands, jeden Tag aufzustehen, das Haus zu verlassen und sich da draußen Raum zu verschaffen, jeden Tag aufs Neue. Die lauteste Feministin ist nicht automatisch die »beste« oder »stärkste« Feministin. Was wir jedoch vehement zurück weisen: die bisweilen zu vernehmende Forderung, dass Feminismus »heutzutage« irgendwie charmant, leicht verdaulich (vor allem für Männer*) oder heiter daher kommen müsse. Bisher hat noch keine gesellschaftliche Gruppe Verbesserungen ihrer Situation herbeigekuschelt. Feminismus, so wie wir ihn verstehen, wendet sich gegen ungerecht verteilte Macht, Ressourcen und Privilegien, und diese gibt kaum jemand zuvorkommenderweise mal eben auf, nur weil Feministinnen so hübsch lächeln. Und die Dringlichkeit ist hoch – und wird bis auf weiteres wohl auch kaum nachlassen, wenn man sich den Backlash ansieht, der seit einiger Zeit sein Unwesen treibt und mit Beginn dieses Jahres noch mal an Fahrt aufgenommen hat: fadenscheinige Sexismus-»Debatten«, die sich hauptsächlich um männliche Befindlichkeiten drehen, rape culture im Unterhaltungs-TV, das unbedingte Festhaltenwollen an Rassismus in Kinderbüchern, eine Familienpolitik die ihrem Namen spottet, der anhaltende Kampf um reproduktive Rechte... All das ist derzeit nicht gerade dazu angetan, Feministinnen in optimistische Stimmung zu versetzen. Ich persönlich wünsche mir mehr feministischen Krawall, weil es ohne leider nicht gehen wird.

Bei der Mädchenmannschaft kann man als Autorin mitmachen, bzw. gibt es die Möglichkeit auf die Gründung von Regionalmannschaften. Welche Mitstreiterinnen und Mitstreiter wünscht ihr euch?

Leute, die Lust haben, feministisch aktiv zu sein. Dabei müssen nicht immer alle alles gleich sehen oder finden oder meinen, aber wichtig ist uns ein Bewusstsein für die verschiedenen Machtverhältnisse, die unsere Gesellschaft strukturieren. Und die Bereitschaft, eigene Sichtweisen und Selbstverständlichkeiten auch mal in Frage zu stellen.

Die Mädchenmannschaft hat in der Zwischenzeit schon einige Preise eingeheimst – oder wurde nominiert: für den Grimme Online Award oder den alternativen Medienpreis etwa. Wo siedelt ihr selbst die Stärken der Mädchenmannschaft an? Welche Probleme gibt es, mit denen man umgehen muss? – oder: In welche Richtung soll es weitergehen?

Sowohl als auch: ein weites Feld... Unsere Stärken würde ich vor allem in unseren unterschiedlichen Perspektiven und Hintergründen sehen, die wir mitbringen, auch wenn die Besetzung der Mädchenmannschaft sicher keinen repräsentativen Querschnitt der deutschen Bevölkerung abbildet. Wir sind alle schon ziemlich lange auf die ein oder andere Weise feministisch aktiv, haben einen ganz guten Überblick über relevante Themen und Diskurse, ergänzen uns in unseren Kenntnissen und Sichtweisen. Außerdem haben wir meistens ähnliche Vorstellungen davon, wie wir als Blog arbeiten wollen. Im wesentlichen ist das auch das, wie es weitergehen soll: Wir wollen als Team noch mehr zusammen wachsen, unsere eigenen politischen Praktiken hinterfragen und ganz viel dazu lernen, auch von unseren Leser_innen, um weiterhin gute Arbeit zu leisten. Und dabei am besten nie ans Ende unserer Kräfte kommen – eine Gefahr, mit der jede von uns für sich, aber auch wir als Team umgehen muss/müssen.
Die Probleme, die sich stellen, sind unterschiedlicher Art: Da wären zum einen die begrenzten Ressourcen zu nennen, die jede von uns hat. Die Mädchenmannschaft arbeitet komplett ehrenamtlich, das was wir tun, machen wir in unserer Freizeit – neben dem, was wir sonst so machen (müssen). Dabei könnte die Mädchenmannschaft locker ein Vollzeitjob sein. Außer dem Schreiben von Blogposts spielt sich auch sehr viel hinter den Kulissen ab, was viel Zeit und Energie erfordert. Von beidem bleibt nach einem langen Tag mit Job und Kind oder anderen genauso wichtigen Aktivitäten nicht immer allzu viel übrig... Dann gibt es die üblichen Schwierigkeiten, wenn Frauen* sich mit eigenen und dann womöglich auch noch kritischen Standpunkten öffentlich positionieren: Es gibt Gegenwind – von Leuten, die finden, wir übertreiben, die Sexismus negieren, die meinen, man könne Sexismus kritisieren, ohne dabei andere Diskriminierungsformen, wie z.B. Rassismus mitzudenken, die uns verhöhnen, beschimpfen oder bedrohen, die im Internet oder in anderen Medien Stimmung gegen uns machen (und dabei auch vor schluderigen Recherchen und Falschinformationen nicht zurück schrecken). Andererseits haben in den letzten Wochen und Monaten aber auch wir gemerkt, dass der Backlash offenbar immer mehr Menschen zu schaffen macht, denn die Leser_innenschaft der Mädchenmannschaft vergrößert sich stetig. Im Januar konnten wir den bisherigen Rekord an Blogzugriffen seit Bestehen der Mädchenmannschaft verzeichnen – um ihn am Tag darauf direkt wieder zu brechen.

www.maedchenmannschaft.net

Sexistische Netiquette

An der JKU führte Karin Ortner die Onlinebefragung »Reaktionen auf Beiträge von Frauen in Social Media« durch. Ergebnis: Frauen mit Standpunkt haben es in sozialen Medien mit Anfeindungen zu tun. *Tanja Brandmayr* im Interview mit Karin Ortner.

Eine Frage zur Motivation: Aus welcher persönlichen und wissenschaftlichen Intention ist die Umfrage zustande gekommen – welche These oder Vermutung, welche Dringlichkeit stand zu Beginn?

Die Online-Befragung entstand im Rahmen des Masterstudiums Webwissenschaften an der JKU. Ich habe eine Lehrveranstaltung »Online Forschen« zum Anlass genommen, um in Form einer ersten Bestandsaufnahme den Fokus auf die Reaktionen zu lenken, die politisch aktive Frauen im Netz bekommen. Es handelt sich dabei um keine Studie im klassischen Sinn und die Befragung ist auch ganz und gar nicht repräsentativ. So sind etwa ein Drittel der teilnehmenden Frauen auf Twitter aktiv oder die Frauen bloggen selbst. Die Motivation? Feministinnen (und Feministen auch) müssen sich – online wie offline – viel anhören. Aber selbst wenn frau nicht zu feministischen Themen aktiv ist: Sexismus im Netz ist weit verbreitet. Eine Teilnehmerin hat es auf den Punkt gebracht: »Ich habe den Eindruck, dass sexistische Kommentare die häufigste spezifische Form von Beschimpfungen sind, die vorkommen. Selbst auf liberalen Foren, wo Rassismus geächtet wird, ist Sexismus oft gang und gäbe.« Die wichtige Aufschrei-Bewegung, die von Twitter ausgehend eine beispielgebende Auseinandersetzung mit dem Thema Alltags-Sexismus ins Rollen gebracht hat, zeigt, wie sehr das Thema leider in unserer Gesellschaft verankert ist.

Generell ging es bei Ihrer Umfrage um »Reaktionen auf Beiträge von Frauen in Social Media«. Das Thema Gleichberechtigung hat sich als Aufreger im Netz herausgestellt. Sie schreiben, dass 61% der bloggenden Frauen beim Thema Gleichberechtigung mit Anfeindungen und Beleidigungen konfrontiert waren; 52% der Frauen den Eindruck haben, als Frau zumindest manchmal besonderen Anfeindungen ausgesetzt zu sein; 55% der Frauen angeben, dass besonders Männer beim Thema Feminismus negativ reagieren. War das überraschend?

Nein, diese Ergebnisse überraschen mich nicht, sie decken sich weitgehend mit meinen persönlichen Erfahrungen und denen meines (feministischen) Umfelds. Wobei es nicht um konkrete Prozentzahlen geht, sondern um sichtbar gemachte Erfahrungen von politisch aktiven Frauen online. Etwa dass viele den Eindruck haben, als Frau speziellen Anfeindungen ausgesetzt zu sein. »Du kennst dich da halt nicht aus« in wirtschaftspolitischen Fragen etwa, oder, dass auf ein antirassistisches Posting etwas Frauenfeindliches zurück kommt. Die Beschimpfung »Kampfemanze« scheint schon zum Standardrepertoire zu gehören.

Sie schreiben, dass Frauen sachlich und mit Argumenten reagieren, aber auch mit Frust und Rückzug. Es gibt schon sehr heftige Beschimpfungen, wie Sie ja auch angeführt haben. Andererseits wird dann oft auch abgewiegelt: »Das Netz ist nur ein Spiegel des realen Lebens«, man muss auch »mit anderen Meinungen rechnen« und »damit umgehen«. Auch wenn die Frage etwas über die Studie hinausgeht: Wie dramatisch anders ist es denn nun aus Ihrer Sicht – vielleicht im Vergleich der Online-Sphäre zu anderen Realitäten, die Frauen erleben?

Auch Online spiegeln sich lediglich reale Widersprüche und Machtverhältnisse wider. Mit dem Unterschied, dass diese durch die Anonymität im Netz noch verstärkt werden.

Als Konsequenz setzen die Befragten auf »allgemeine Sensibilisierung«, oder »Internet und Kommunikation als Fach in der Pflichtschule«. Die anderen aufgezeigten Möglichkeiten scheinen eher wenig zu bringen oder sind nicht erwünscht. Reicht Sensibilisierung aus Ihrer Sicht, beziehungsweise: Gibt es da Wege, die sich aus der Studie zeigen?

Die Frauen haben sich sehr deutlich gegen eine Klarnamenpflicht ausgesprochen. Auch von der Einschränkung von Kommentarmöglichkeiten halten sie wenig. Hingegen wollen sie die Betreiber von Foren stärker in die Pflicht nehmen. Gepaart mit einer allgemeinen (weit über das Internet hinaus) notwendigen Sensibilisierung und einer Beschäftigung mit Medienkompetenz schon in der Schule, erscheinen mir das gute Anfänge zu sein. Generell geht es meiner Meinung nach darum, on- wie offline Bewusstsein zu schaffen, beziehungsweise zu verändern. Und wenn ein Troll allzu sehr nervt, bleibt mir immer noch die Möglichkeit, ihn zu blockieren.

Tanja Brandmayr ist freie Kunst- und Kulturschaffende.
Aktuelles Projekt: »Wir reisen« Tanztheater-Performance am 18. April im Posthof.

Talkin' Trash!*

Didi Neidhart, Trashologe und Popkulturjournalist, hat gemeinsam mit Hans Platzgumer ein Manifest über Musik als Müll verfasst. *Kristina Pia Hofer* befragte ihn zum Verhältnis von gutem Trash, lästigem Abfall und historischen Bezügen.

Sowohl Hans Platzgumer als auch Du selbst seid als Trash-Fans bekannt. Nun verfasst ihr ein Buch, in dem ihr den Status von gegenwärtiger Popmusik als Müll kritisiert. Trash als Genre, wie etwa Exotica oder 1960er Garagenpunk, kommt dabei nur am Rande vor. Was macht Musik zu Müll, und wie unterscheidet sich dieser Müll von Trash?

Keine Musik per se ist Müll, auch nicht Schlager. Ab dem Zeitpunkt, an dem du nicht mehr weißt, was auf deinem Computer ist, ist es Müll. Alles, was sich ergibt aus diesem ‚haben! haben! haben!'-Wollen. Durch die Möglichkeit, alles runterzuladen, wird auch alles runtergeladen. Was ich nicht mehr brauche, wird aus irgendeinem Grund nicht gelöscht, sondern es belegt halt die Festplatte. Ein Problem mit Trash ist dagegen, dass der Begriff gegenwärtig stark mit Privatfernsehen in Verbindung gebracht wird, und von der Formel ‚so schlecht, dass es schon wieder gut ist' geprägt ist. Hier spielt allerdings immer neoliberale Ideologie mit, wie z.B. im Sich-lustig-machen über sogenannte Unterschichtsfamilien deutlich wird, oder auch im Leistungsdruck der gegenwärtigen Pop-Castingshows. Das empfinden wir als einen komplett falschen Ansatz, da er völlig außer Acht lässt, was Trash eigenlich ausmacht: das subversive Potential von billigen, leicht zugänglichen Produktionsweisen und -mitteln.

Die Definition von Musik=Müll als Datenberge, die ungenutzt Speicherplatz belegen und von vorne herein immer schon Abfall sind, ähnelt der Argumentation in Simon Reynold's Retromania. Du hast das Vorwort zur deutschen Ausgabe dieses Werkes verfasst, stehst aber dem Autor und seinen zukunftsfetischistischen Thesen sehr kritisch gegenüber. Was unterscheidet eure Position von jener Reynolds?

Der Blick unseres Buchs reproduziert nicht unsere privilegierte Position als Pop- und Trash-Auskenner, sondern richtet sich eher an interessierte Durchschnittskonsument_innen. Uns geht es um die Kritik aktueller Hörgewohnheiten. Wie bei Reynolds geht es auch um einen Generationenkonflikt, aber mit einem wichtigen reflexiven Moment. Im Buch gibt es zwei fiktive Personen, einen Vater und einen Sohn. Der Sohn spielt dem Vater aus dessen Sicht ganz schreckliche mp3s vor, und beim Vater gibt es erst diesen emotionalen Affekt: Was hört mein Sohn für einen Schas? Dann aber denkt er sich: He, das ist ja Eurotrash. Und stellt damit Bezüge zur eigenen Plattensammlung her: Pump Up The Jam von Technotronic oder 2Unlimited finden sich dort auch. Diese reflexive Ebene galt es im Buch auszuloten. Allerdings sieht man im Buch auch, wie der Vater letztendlich an diesen Fragen scheitert.

Foto: Angela Biedermann

Hans Platzgumer und Didi Neidhart

Also nehmt ihr im Gegensatz zu Reynolds die Vergangenheit als wichtiges Feld für Referenzen und Reflexion wahr?

Wie Reynolds geht auch uns die gegenwärtige Flut an Re-Issues auf die Nerven, weil sie Kanäle verstopfen. Allerdings gilt es hier wichtige Unterscheidungen zu treffen. 70er Jahre Funk-Psychedelik aus Afrika zum Beispiel, ein Genre, das nie im Popdiskurs war, verstopft weniger Kanäle als die hundertste James-Brown-Edition. Aber, da Musikjournalist_innen faul sind, schreiben sie lieber über etwas, das sie schon kennen. Problematisch sind Re-Issues, wenn es nicht darum geht, diese Musik mit neuen Ohren zu hören, sondern nur darum, sie so zu servieren, wie sie ohnehin immer schon rezipiert wurde.

Neu hören führt auch oft zu neu machen. Ihr fasst es sehr eindringlich zusammen: Die Idee des musikalischen Genies, das sich nur im ‚NOW!' befindet, und nur aus sich heraus bar jeder Einflüsse von außen komplett neue Popmusik schafft, ist nicht haltbar.

Wir lehnen eine solche Sichtweise aus ideologischen Gründen ab. Wir schreiben: Geistiges Eigentum ist Diebstahl. Nicht weil wir sagen, es gibt keine Urheber_innenschaft. Aber diese Festschreibung des geistigen Eigentums ist natürlich schon sehr kapitalistisch und neoliberal durchtränkt. Von mir geschaffene Musik als Haus, das ich mit eigenen Händen gebaut habe, und verteidigen muss: Das ist eine bürgerliche Erfindung. Die Musikgeschichte zeigt, dass es auch anders geht: In der Zeit des Barocks hat es die wunderschöne Kunst des Zitats gegeben, und die bekanntesten und geschätzesten Komponisten waren jene, die am meisten zitiert und variiert worden sind.

*** Talkin' Trash! Greasy Rhythm & Blues with Attitude ‚54-'63', Re-Issue Compilation, erschienen 1991 auf Greasy Records.**

Kristina Pia Hofer verlegt und vertreibt seit 2010 Trashmusik über das Label Trash Rock Productions.

Gemächlich geht die Welt zugrunde

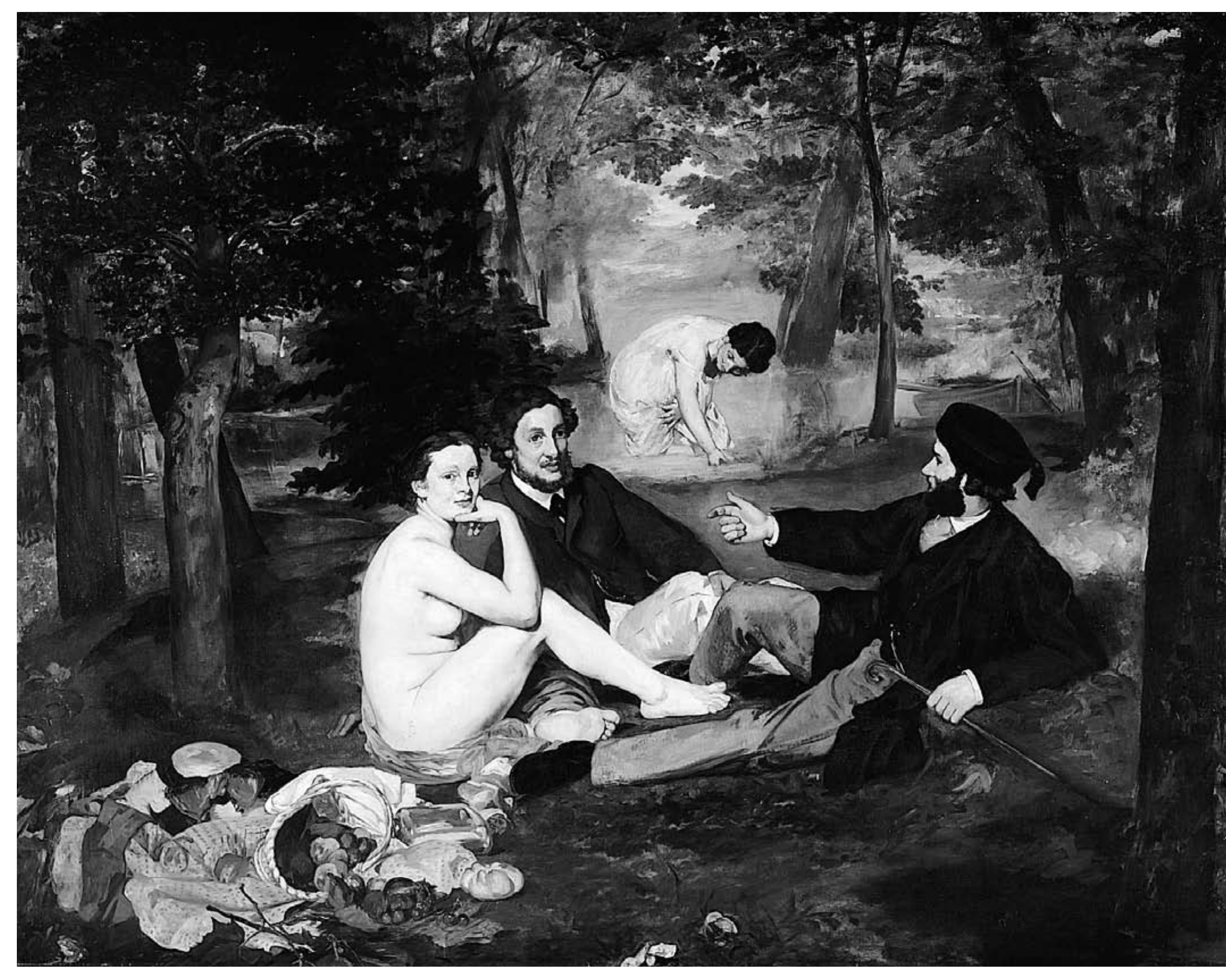
Warum im Zug des falschen Lebens keine Entschleunigung, sondern nur die Notbremse hilft, erläutert *Magnus Klaue*.

Die Zombieähnlichkeit vieler Landsleute, insbesondere der kreativen, könnte nicht nur in eingeschliffenen Geschmacksdefiziten, sondern auch psychosomatisch begründet sein. Diese Vermutung legt jedenfalls der Regensburger Schlafforscher Jürgen Zulley nahe, der jüngst verlauten ließ, »dass die Deutschen tagsüber die müdesten Menschen in Europa sind«. Wer seinen robusten Infantilismus und seine unverwüstliche Leutseligkeit durch endloses tagnächtliches Spaß- und Kommunikationstraining unter Beweis stellen muss, der strahlt irgendwann zwangsläufig die Weltoffenheit eines agilen Untoten aus, den nichts umhauen kann, weil seine Seele dem Körper längst den Dienst gekündigt hat. Da selbst notorische Leistungsträger spätestens ab Anfang vierzig mittlerweile ziemlich abgenutzt wirken, verabschieden sich deutsche Unternehmen, wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 16. Februar berichtete, allmählich von ihrer anachronistischen Horizontalefeindlichkeit und richten in den Betrieben »Ruheräume« ein, in denen die Mitarbeiter bei Bedarf einen »Powernap« hinlegen können, bevor sie mit Romero-tauglicher Zielstrebigkeit zurück ins Großraumbüro wanken. »An manchem Tag geben sich die Kollegen tatsächlich die Klinke in die Hand«, berichtet der Leiter eines solchen »Service-Centers«, und ein regelmäßiger User gesteht: »Anfangs musste ich es mir ein wenig antrainieren, nach dem Mittagessen dort hineinzugehen, die Augen zu schließen und einfach abzuschalten.« Ohnehin sollte unter den Kurzzeitschläfern am besten ein fliegender Wechsel wie beim Staffellauf herrschen, denn, so weiß Zulley: »Eine halbe Stunde ist die magische Grenze. Dauert das Nickerchen länger, beginnt eine andere Schlafphase, die dafür sorgt, dass es den Menschen schwerer fällt, wieder zu erwachen.«

Den Lebensrhythmus aller auf einen Zustand einzupegeln, in dem sie nie wirklich abtreten, aber auch nie wirklich aufwachen können, darin besteht das Ziel eines ganzen Berufszweigs, der sich der »Entschleunigung« der Moderne, bzw. des sogenannten Turbo-Kapitalismus widmet. Die Psychoökonomie des Schlafs gehört mittlerweile zu den wichtigsten Experimentierfeldern dieser Branche. Schließlich ist die Epoche bürgerlicher Höflichkeit, als Unternehmer, Angestellte und Kunden einander unbesehen den Luxus gewährten, sich Nacht für Nacht für sechs bis acht Stunden nicht auf die Nerven zu gehen, damit jeder in der stillen Dunkelheit der eigenen Intimität versinken konnte, schon lange vorbei. Wer ein kontinuierliches Drittel jedes Tages für den Zweck einfordert, sich der lebendigen Ruhe des Leibes und der Fremdheit der Träume hinzugeben, der gilt als Zeitschmarotzer. Wie Sport, Kultur und Geselligkeit soll der Schlaf zum integralen Bestandteil der Freizeit werden, die sich, beliebig gestückelt, dem Arbeitsleben subsumieren lässt, statt das Leben auf etwas hin zu übersteigen, das mehr und anderes als nur freie Zeit und deshalb Erinnerung an die Unteilbarkeit der Freiheit wäre.

Neben dem Schlaf sind inzwischen auch die Faulheit und die Muße vom Imperativ der Entschleunigung geschluckt worden. Der Schweizer Publizist Manfred Koch rief im vergangenen Jahr in seinem Buch »Faulheit – eine schwierige Disziplin« Führungskräfte und Dauervolontäre auf, sich mittels eines komplexen Selbstoptimierungsprogramms zum kreativen Nichtstun zu erziehen, statt nur irgendwann den Stift fallen zu lassen. Und der Physiker Ulrich Schnabel hat 2010 in seiner Studie »Muße. Vom Glück des Nichtstuns« auf das unerschlossene Erfahrungspotential von Langzeitarbeitslosen hingewiesen, die er »Zwangsentschleunigte« nennt, und denen er andere Möglichkeiten der Wahrnehmung und Nutzung von Zeit als den Erwerbstätigen attestiert. Dass Menschen, die wegen gesellschaftlicher Marginalisierung oder psychischer Behinderung mit dem Fortschritt nicht ganz mitkommen, den von Burn-out geplagten Agenten des »Turbo-Kapitalismus« den Spiegel vorhalten und in ihnen verschüttete Formen des Selbst- und Weltgenusses evozieren könnten, ist indessen ein Gerücht, das lange vor Erfindung der Entschleunigung in die Welt gesetzt wurde. Sein Popularisierer, wenn nicht Urheber ist der Schriftsteller Sten Nadolny, der mit dem 1983 publizierten Bestseller »Die Entdeckung der Langsamkeit« die Slow-Read-Begeisterung entfacht hat.

Nadolnys Buch erzählt in einer Mischung aus Historiographie und Fiktion vom Leben des Polarforschers John Franklin, der wegen der Langsamkeit seiner Wahrnehmung als Schüler gehänselt wird, später als Schiffskapitän arbeitet, auch dort den Demütigungen der Mannschaft ausgesetzt ist und schließlich Naturforscher wird, indem er lernt, aus seiner Schwäche eine Stärke zu machen. In der Ruhe liegt also die Kraft. Und gerade die, die das Leben langsam angehen lassen und deshalb von den Rabauken des Fortschritts für zurückgeblieben erklärt werden, gehen dereinst als nachhaltig Progressive in die Annalen der Geschichte ein. Das ist der eigentliche Grund für Nadolnys fiktionale Überformung einer historischen Figur: Die »wahre«, vom Geschichtslauf nicht artikulierte Geschichte des Abenteurers und Pioniers der Forschung muss erfunden werden, weil die empirische Person nicht genügend Belege für jene geschichtsmächtige Wirkung der Gemächlichkeit hergibt, die Nadolnys Roman veranschaulichen will. Noch heute raunen Liebhaber gediegener Banalität davon, sie hätten erst durch »Die Entdeckung der Langsamkeit« gelernt, welches Glück darin liege, im Leben sein eigenes Tempo zu finden. Dass weniger oft mehr sei, dass es befreiend und horizonterweiternd sei, sich mit den eigenen Ausfallerscheinungen zu versöhnen, statt sie als Symptome der Unversöhntheit der Welt zu begreifen, und dass der Verzicht auf die Exzesse von Luxus und Konsum eine neue Form von Genuss ermögliche, diese Annahmen sind der gemeinsame Nenner der verschiedenen Slow-Bewegungen, die seit Mitte der achtziger Jahre weit über das grüne Bürgertum hinaus immer beliebter geworden sind.



»Das Frühstück im Grünen«, Édouard Manet, 1863

Die bekannteste, die »Slow-Food-Bewegung«, wurde drei Jahre nach dem Erscheinen von Nadolnys Buch ins Leben gerufen. 1986 gründete sich in Italien eine Art Agrarkommune, die das »Recht auf Genuss« gegen die Fressattacken von McDonald's und Burger King verteidigen wollte. Zunächst ging es ihr um die Rückbesinnung auf regionale Produkte und »bewusste« Formen des Essens und Genießens, deren Modell die archaische Landküche bildete. Später gründete sich mit »Cittàslow« auch ein urbaner Ableger, der die Ernährungsweise der Großstädter entschleunigen wollte, die Kritik am Fast Food in den Mittelpunkt stellte und den antiamerikanischen Affekt der Bewegung verstärkte. Entschleunigt werden soll heute aber längst nicht mehr nur das Essen. Philosophen und Künstler betreiben unter Berufung auf die »Naturästhetik« des Philosophen Gernot Böhme und seiner Schüler die Entschleunigung ästhetischer Wahrnehmung im Namen »ästhetischer Ökologie«, Bürgerinitiativen entschleunigen den Groß- und Kleinstadtverkehr, Energiepolitiker den Stromverbrauch, Montessori-Pädagogen die frühkindliche Erziehung und Meditationsgurus das Denken. Dass der Begriff von Betriebspsychologen nun ins Arbeitsleben importiert wird, korrumpiert ihn daher nicht, sondern bringt ihn zu sich selbst. Wo immer Entschleunigung gepredigt wird, kann man sicher sein, dass es nicht um die Abschaffung von Verhältnissen geht, die das Leben der Menschen als diskontinuierliche Reihung von Sprints in Richtung Herzinfarkt erscheinen lassen, sondern um die ökonomischere und daher »menschenfreundlichere« Verteilung der Zumutung, die die Welt bedeutet, auf der Lebenslinie des Einzelnen. Deshalb wird die Entschleunigung als »Humanisierung« der Arbeit, des Alltags oder gleich der Zivilisation verkauft.

In letzter Konsequenz geht es den Ideologen der Entschleunigung gar nicht darum, den Konsum spezifischer Waren zu bekämpfen, sondern um die Entwicklung und Propaganda neuer, den gesellschaftlichen Zwängen konformer und eben deshalb »genussvoller« Weisen des Konsums von Zeit. Die Zeit erscheint im Jargon der Entschleunigung nicht als apriorische Anschauungsform, die in sich selber gar nichts »ist«, aber Wahrnehmung, Denken und Handeln konstituiert, sondern ebenfalls als Konsumobjekt. Leute, die sich von Fast Food ernähren, die lieber mit dem Auto als mit dem Fahrrad fahren, die Romane verschlingen, statt in ihnen zu versumpfen, oder die zu viele Überstunden machen, sind dieser Auffassung zufolge – wenn sie auch sonst nichts gemein haben – verantwortungslose Zeitfresser, die die Kostbarkeit des vergänglichen Gutes nicht zu schätzen wissen. Die alte, keineswegs sympathische Losung der aufsässigen Jugend, »Live fast, love hard, die young«, kann demnach nur Ausdruck von schnödem Hedonismus und selbstzerstörerischem Exzess sein. Wo die Erziehung schon im Mutterbauch beginnt, die eigene Produktivität mit dem Exitus nicht endet und lauter Leichen mit Facebook-Profil vor sich hinwesen, ist nachhaltiges Leben, Lieben und Sterben angesagt. Vergessen wird dabei, dass die menschliche Geschichte hindurch keineswegs alles zu schnell, sondern vieles tatsächlich stets zu langsam ging, zuvorderst die Abschaffung von Dummheit, Hass und Herrschaft. Zu schnell fortschreiten tut nicht der Fortschritt, sondern die Verblödung, und sich ein langes Leben zu wünschen, ist sinnlos, wenn man sich das Leben lang dann doch nur wünscht, dass es bald enden möge.

An diesem Missverständnis wird sich nichts ändern, solange die Zeit als Gegenstand begriffen wird, der sich benutzen lässt wie ein Fahrzeug. Die Zeit selbst »kann fast überhaupt nichts, die Zeit kann nur vergehen« (Funny van Dannen). Der Mensch aber, der in der Zeit erscheint, will nicht einfach vergehen wie sie, er ist der Zeit entsprungenes, mit der Qualität der Vergänglichkeit ausgezeichnetes individuelles Leben. Wenn die verrinnende Zeit ihn beherrscht, so ändert er nichts daran, indem er strenger über die eigenen Geschwindigkeitsüberschreitungen wacht. Er muss die Geschichte anhalten, die als der verrinnenden Zeit unterworfene doch nur die Vorgeschichte ist. So wie selten, aber manchmal die Bahnfahrgäste nach einer glücklichen Panne harmlos plaudernd ihren Ärger gleichzeitig mit ihrem Reisezweck vergessen, so werden sich die Menschen, manche Bilder von Renoir und Monet versprechen es in der allein angemessenen Vorsicht und Zartheit, neben den Gleisen des leergelaufenen Fortschritts zu ihrem ersten Frühstück im Grünen versammeln, wenn die blinde Zeit zerronnen ist und ihre eigene begonnen hat.

Magnus Klaue ist Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Berliner Wochenzeitung Jungle World und schreibt u.a. regelmäßig für »konkret« und »Bahamas«.

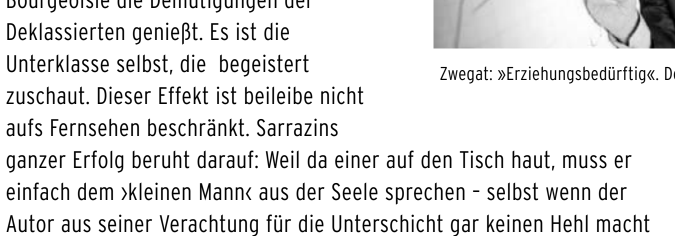
Was macht eigentlich … das Proletariat?

Lars Quadfasel über den Zwang, sich das Leben selbst zur Hölle zu machen.

Im zweiten Teil meines Kulturindustrie-Aufsatzes (Versorgerin Nr. 96) verwies ich auf einen neuen Typus kulturindustrieller Identifikation: sich etwas Besseres zu wissen als die armseligen Gestalten, die sich im Fernsehen zum Affen machen. Das wäre zu spezifizieren. Denn die, die in den entsprechenden Reality-Formaten als erziehungsbedürftig (»Supernanny«, »Der Schuldnerberater«), Delinquenten (»Die Gerichtsvollzieher«) oder einfach nur als Deppen (»Frauentausch«, Talkshows und Talentwettbewerbe) vorgeführt werden, sind nicht einfach armselig, sondern auch fast stets Angehörige der so genannten Unterklasse.



Zwegat: »Erziehungsbedürftig«. Der Schuldnerberater



Bemerkenswert an diesem Trend, der, wie der Aufsatzsammlung *Reality TV and Class* zu entnehmen ist, sich nahezu uniform in Europa und den USA durchgesetzt hat, scheint, dass nicht allein die Bourgeoisie die Demütigungen der Deklassierten genießt. Es ist die Unterklasse selbst, die begeistert zuschaut. Dieser Effekt ist beileibe nicht aufs Fernsehen beschränkt. Sarrazins ganzer Erfolg beruht darauf: Weil da einer auf den Tisch haut, muss er einfach dem ›kleinen Mann‹ aus der Seele sprechen – selbst wenn der Autor aus seiner Verachtung für die Unterschicht gar keinen Hehl macht und den Unproduktiven (für die bei Sarrazin zwar idealtypisch, keinesfalls aber ausschließlich die Muslime einstehen) am liebsten die Kalorienzufuhr drosseln will.

Die einfachste Erklärung für dieses rätselhafte Verhalten mag in dem zu finden sein, was Owen Jones in *Prolls* beschreibt: in der Zerstörung des Selbstbewusstseins des Proletariats, dessen Degradierung zu (wie es im englischen Original heißt) »Chavs«. Exemplarisch rekapituliert Jones, wie die britische working class, deren Organisationen bis in die 1970er Jahre zu den europaweit stärksten gehörten, im Zuge der Thatcher-Revolution ideologisch und materiell entmachtet wurden. Die gegen massive Proteste durchgesetzten Bergwerksschließungen und Produktionsverlagerungen unterminierten die kollektive Handlungsfähigkeit, und mit dem Niedergang der Gewerkschaften schwand auch die politische Repräsentation des Proletariats: In der Labour-Regierung von 1945 waren unter den Ministern mehrere ehemalige Arbeiter; heute sind, wie überall in der Sozialdemokratie, selbst unter den Parlamentsabgeordneten kaum mehr welche zu finden. Die massive Subventionierung von Eigentumswohnungen ließ die proletarischen Wohnviertel zunehmend verfallen, und Fußballstadien, einstmals fest in der Hand der Arbeiterklasse, wurden zur Bühne, das Bild der teuflischen Unterklasse zu zeichnen: Nach der Katastrophe von Hillsborough, bei der aufgrund falscher Sicherheitsvorkehrungen und inkompetenter Polizeiarbeit 89 Menschen starben, wurde alle Schuld auf die »Tiere« geschoben, welche die Sterbenden bestohlen und auf sie uriniert hätten. Es folgte eine massive Erhöhung der Eintrittspreise, und die Mittelklasse übernahm die Zuschauertribünen.

Zu der wollte, unter Thatcher wie unter Blair, schließlich jeder gehören. Wer sich als Kumpel oder Fließbandarbeiterin stolz zur working class und deren Wertekanon bekannt hatte, identifiziert sich heute als genauso schlecht bezahlte Kassiererin oder Call-Center-Mitarbeiter, als Teil der aufstiegsorientierten Dienstleistungsbranche. Proleten, das sind die anderen, verwahrlost, gewalttätig, sexbesessen und stets über ihre Verhältnisse lebend – und der allgemeinen Verachtung preisgegeben. ›Chavs‹ sind, wie Jones anhand zahlloser Beispiele dokumentiert, die einzige Bevölkerungsgruppe, denen gegenüber man ungestraft seinen Vernichtungsphantasien freien Lauf lassen darf.

Dass, statt zu schweigen und in Sack und Asche zu gehen, die Unterschichten Handys haben und trendige Sportklamotten[1], enragiert den leistungsbereiten Mittelstand dabei besonders. Nicht nur in Großbritannien. In den anderen Industrieländern verläuft das ganze vielleicht nur noch etwas reibungsloser, weniger ideologisch rabiat, und am reibungslosesten in den Nachfolgestaaten des Nationalsozialismus. Kathrin Hartmanns *Wir müssen leider draußen bleiben* führt am deutschen Beispiel vor, wie man die Unterschichten ganz zwanglos in Überflüssige verwandeln kann, ohne Gegenwehr befürchten zu müssen.

Wie enthusiastisch Lohnabhängige ihrer eigenen Enteignung zustimmen können, beschreibt am eindringlichsten der US-amerikanische Autor Thomas Frank. *Arme Milliardäre*, eine – hierzulande fast undenkbar – stilistisch brillante Sozialreportage, behandelt den konservativen Backlash nach der großen Bankenkrise 2007/08; zu einem Zeitpunkt also, als Obamas Wahl eine historische Linkswende zu signalisieren schien und alle Beobachter davon ausgehen konnten, die neoliberale Trickle-Down-Ökonomie (wenn man den Reichen nur genug Geld nachwirft, wird irgendwann auch unten davon etwas ankommen) sei auf Jahre hinaus erledigt. Stattdessen betrat die Tea Party die Bühne. Sie versprach, die normalen, hart arbeitenden Amerikaner gegen ›die da oben‹ zu vereinen – nämlich die elitären, Latte-trinkenden liberalen Intellektuellen und ihr ›big government‹. Schuld an der Krise sei nicht die Deregulierungsoffensive der letzten Jahrzehnte gewesen, etwa George W. Bushs Entmachtung der Bankenaufsicht, sondern die Tatsache, dass die Marktgesetze nicht noch effektiver durchgesetzt worden seien. Die Wut der Bewegung richtet sich entsprechend gegen den effeminierten »Kindermädchen-Staat«, der den Untüchtigen mit Steuergeldern unter die Arme greife, die Macher aber mit Petitessen wie Arbeits- und Umweltschutzregularien drangsaliere. Insbesondere im Süden und im Mittelwesten, wo es ohne staatliche Transferleistungen wirtschaftlich noch um einiges trister aussähe, erhielten Kandidaten, die versprachen, weitere Steuererleichterungen für die Reichsten durch weitere Einschnitte bei Sozialprogrammen zu finanzieren, bei Wahlen die entscheidenden Stimmen aus dem verarmten weißen Proletariat[2]; ein bizarres Klassenbündnis für die Umverteilung von unten nach oben, das seinen spektakulären Höhepunkt in einer großen Spendenkampagne für die amerikanische Handelskammer fand.

Frank zufolge sei es der Tea-Party-Bewegung gelungen, die allgemeine Wut über die staatliche Bankenrettung in ihre Bahnen umzuleiten. In der Tat sprechen Symbolfiguren wie Sarah Palin gerne von der »sozialistischen Wirtschaftspolitik«, die Obama im Auftrag von Wall Street betreibe. Aber die Popularität der Forderung, die Versager pleite gehen zu lassen, kann das nur bedingt erklären: Den Unterschied zwischen einem Finanzinstitut, das seine Spekulationsverluste sozialisieren lässt, und einer Familie, die aufgrund des Zusammenbruchs des Hypothekenmarkts ihre Ersparnisse verliert, muss man schon übersehen wollen.

Plausibler erscheint eine zweite Überlegung Franks. Der Triumph der Wutbürger, schreibt er, sei auch eine Reaktion darauf, dass aus Obama eben kein zweiter Roosevelt geworden sei. Die Linksliberalen, endlich wieder an der Regierung, wursteln sich durch; die Rechte aber hat Visionen. An irgend etwas muss der Mensch ja glauben; warum also nicht an die heilige Kraft des Kapitals? Wer als Durchschnittsverdiener seine zehn oder zwanzig Dollar an die Handelskammer überweist, erwartet ja nicht, einen materiellen Unterschied zu machen. Er verübt eine kultische Handlung: eine Opfergabe, die Götter des Marktes gnädig zu stimmen. Und Grund dazu haben alle, denn alle erfahren in der Krise, was sie zu verlieren haben – ihren Job, ihre Stütze oder ihre Bonuszahlungen.

Was Frank, Jones und Hartmann nahelegen, ist, dass es unter den herrschenden Verhältnissen auch ganz anders ginge, die glorreichen Tage des New Deal und der Bergarbeiterstreiks jederzeit wiederkehren könnten. Aber die Degradierung des Proletariats ist, obgleich selbstverständlich politisch gewollt, doch zugleich naturwüchsiger Prozess. Was die rabiaten Klassenkämpfer Reagan und Thatcher ins Werk setzten, vollzog sich beinahe identisch auch unter der Volksfrontregierung Mitterands. Wie die diversen, selbst schon wieder desavouierten Dienstleistungs-, Finanzspekulations- und Dotcom-Euphorien stellen die Entmachtung der Gewerkschaften und die Deregulation des Sozialstaats bloß den Reflex auf die Tatsache dar, dass die Verwertung im industriellen Sektor an ihre kapitale Grenze stößt, was weder durch keynesianische Stützung noch auch durch Verwohlfeilung der Arbeitskraft auf Dauer zu überwinden ist.

In gewisser Hinsicht hat das für revolutionäre Theorie auch eine Befreiung bedeutet: Sie muss sich nicht mehr beständig daran relativieren, was als Bewusstseinsstand des Proletariats gilt. Dessen regressive Momente werden besonders bei Jones deutlich. Nostalgisch erinnert er in *Prolls* an die alten Arbeitermilieus, in denen Tugenden wie Bescheidenheit noch gepflegt wurden und der Zusammenhalt als soziale Kontrollinstanz wirkte, um Exzesse wie die jüngsten riots im Keim zu ersticken. Die wehmütige Beschwörung der Goldenen Jahre des Keynesianismus tut stets so, als seien ein Spitzensteuersatz über 50% das, wofür die Commune gestorben sei; und als wären gesicherte Arbeitsplätze am Fließband und in den Bergwerken ein Lebensziel statt etwas, dem freie Menschen keine Träne nachweinen sollten.

In der Praxis wurde die Linke freilich nur hipper und alerter, aber nicht klüger. Der annoncierte »Abschied vom Proletariat« und die Hinwendung zu den Neuen Sozialen Bewegungen war Abkehr vom Proletkult nur insofern, als man ein besseres Kultobjekt gefunden hatte – je nach Steckenpferd die Ökologie, den Diskurs oder die Menschenrechte. So wichtige Fortschritte die Frauen-, Schwulen- oder Dritte-Welt-Bewegungen bewirkten, so sehr haben sie zugleich auch die Wahrnehmung begünstigt, Herrschaft sei allein eine Frage des korrekten oder unkorrekten Verhaltens – und dabei haben Mittelstandskinder natürlich einen Startvorteil. Als solche fordern sie, die Termini Rassismus und Sexismus um den des »Klassismus« ergänzend, dazu auf, das Proletariat nicht etwa aufzuheben, sondern vielmehr, wie jede andere Identität auch, respektvoll zu behandeln; während ihnen zugleich im beständigen Distinktionswettlauf um den versiertesten Theorie-, Musik- und Subversionsgeschmack der ungebildete Proll die Negativfolie abgeben darf.[3]

Die Auflösung des Falschen hat, in der Linken wie gesamtgesellschaftlich, nicht dem Richtigen zum Durchbruch verholfen, sondern nur dem noch Schlechteren. Der allgemeine Trend, so versichern die Sozialwissenschaftler, gehe zur Individualisierung, kollektive Bindungen hätten ausgespielt. Aber als das noch denkbar erschien, bot just die gemeinsame Praxis (als Arbeiter, Studenten, Lehrlinge) die Gelegenheit zur individuellen Entfaltung: Sie überwand die Angst vor denen, denen der Einzelne ausgeliefert bliebe. So miefig und erdrückend proletarische Milieus, mit ihrer Orientierung am Kleinbürgertum, gewesen sein mögen, umso erdrückender ist heute die Isolation an der Kasse, als Altenpfleger oder als Dauerpraktikantin; und erst recht, blickt man über die Metropolen hinaus in den Trikont, wo die, die überhaupt noch ausgebeutet werden, sich glücklich zu schätzen haben.

Unter solchen Bedingungen bekommt das Nachdenken über Klasse leicht etwas Weltloses. Die Autoren von *Über Marx hinaus*, des derzeit wohl avanciertesten Sammelbands zur Neubestimmung von Klassenbegriff und -zusammensetzung, kritisieren Marx dahingehend, seine Theorie habe, allzu deterministisch, der revolutionären Subjektivität zu wenig Raum gelassen. Wo aber sollte die – unter Bedingungen, unter denen die meisten Lohnabhängigen sich kaum je trauen, auch nur freundlich nach ihren Rechten zu fragen – auf einmal herkommen? Ganz umgekehrt argumentiert die »Neue Marx-Lektüre«: Wenn Marx von Proletariat spreche, so Sven Ellmers, sei das rein formanalytisch zu verstehen. Ganz

glücklich macht einen das auch nicht. Zweifellos stehen sich Bourgeoisie und Proletariat nicht äußerlich gegenüber, sondern sind durchs synthetisierende Dritte, den Wert, hindurch gesetzt; zweifellos auch ist das Kapital ein Verhältnis, das alle Beteiligten mit jedem Warentausch, auch dem von Arbeitskraft gegen Lohn, reproduzieren. Und dennoch indiziert der Begriff des Proletariats bei Marx zugleich mehr: die Erfahrung von Herrschaft. Wer diesen Überschuss nicht austreiben und doch auch nicht die Empörung als quasi naturgegeben voraussetzen will, hätte begrifflich festzuhalten, was Klassenherrschaft heute heißt: der Zwang, sich das Leben selbst zur Hölle zu machen.

Literatur

Sven Ellmers, *Die formanalytische Klassentheorie von Karl Marx. Ein Beitrag zur »neuen Marx-Lektüre«*. Duisburg: Universitätsverl. Rhein-Ruhr 2009, 130 S., 14,95 Euro

Thomas Frank, *Arme Milliardäre! Der große Bluff oder Wie die amerikanische Rechte aus der Krise Kapital schlägt*. München: Kunstmann, 2012, 222 S., 18,95 Euro

Kathrin Hartmann, *Wir müssen leider draußen bleiben. Die neue Armut in der Konsumgesellschaft*. München: Blessing, 2012, 415 S., 18,95 Euro

Owen Jones, *Prolls. Die Dämonisierung der Arbeiterklasse*. Mainz: VAT, 2012, 314 S., 18,90 Euro

Marcel van der Linden / Karl-Heinz Roth, *Über Marx hinaus*. Hamburg: Assoziation A, 2011, 605 S., 29,80 Euro

Helen Wood / Beverley Skeggs, *Reality Television and Class*. Houndmills: Palgrave Macmillan, 2011, 254 S., £ 20,99

---

[1] Zum Chav-Stereotyp gehört zwingend das unter Arbeiterjugendlichen beliebte Burberry-Outfit.

[2] Und zwar weitgehend ohne die christlich-fundamentalistischen Moralkampagnen, die in der Vergangenheit für die Loyalität der Wähler gesorgt hatten. Konservative Angriffe auf Frauen- und Schwulenrechte sorgten 2010/12 für mehrere desaströse Niederlagen; was die republikanischen Abgeordneten, die klugerweise den Mund gehalten hatten, natürlich nicht daran hinderte, in den Landesparlamenten, in denen sie die Mehrheit hielten, so viele Anti-Abtreibungs-Gesetze wie noch nie in der US-amerikanischen Geschichte zu verabschieden.

[3] Linke und Mainstreammedien pflegen beide gerne das Bild der sexistischen und xenophoben Unterschichtsangehörigen; in Großbritannien wurde der Fall Jane Goody, einer Big-Brother-Kandidatin, die eine indische Mitbewerberin rassistisch beleidigte, zum nationalen Gesprächsgegenstand. Keine Frage, dass Ressentiments unter den Deklassierten nicht selten besonders ungefiltert hervorbrechen. Nur könnten Kritiker in diesem Zusammenhang daran erinnern, dass Asylgesetze selten von Hilfsarbeitern geschrieben werden. Nur wer Macht hat, kann sie auch ausüben.

Lars Quadfasel ist assoziiert in der Hamburger Studienbibliothek und in der Gruppe »Les Madeleines«. Seine Aufsätze zu »Buffy the Vampire Slayer« sind im Sammelband »Horror als Alltag« (Verbrecher Verlag 2010) erschienen.

Spektakel und Terror

Luis Liendo Espinoza über die Flüchtlinge in der Votivkirche.

Einer der denkwürdigen Effekte der modernen Kommunikationsgesellschaft ist, dass – ungeachtet des populären Klischees der übermächtigen und manipulierenden Medienmaschinerie – unliebsame Meldungen keineswegs systematisch unterdrückt werden, sondern offen zugänglich sind und bezeichnenderweise dennoch keinerlei Umdenken bewirken. Aktuelles Beispiel ist der nun bereits monatelange Protest einer Gruppe von Flüchtlingen in Wien. Was mit einem Protestmarsch von Traiskirchen nach Wien begann, ist zu einer der größten Widerstandsaktionen von Flüchtlingen in Österreich gewachsen. Nach einem erfolglosen Gespräch mit politisch Verantwortlichen erreichte der Protest Ende Dezember ein neues Stadium, als die Flüchtlinge in den Hungerstreik traten. Spätestens ab diesem Zeitpunkt war der Protest nun auch in den etablierten Medien präsent. Neben unzähligen Artikeln auf *derStandard.at* wurde auch in der Wiener Gratis-U-Bahnzeitung Heute, im ORF, in TV und Radio über die Flüchtlinge berichtet. Dazu kamen mehrere Protestaktionen und Demonstrationen in ganz Österreich, Diskussions- und Solidaritätsveranstaltungen, Besuche u.a von Josef Hader, Kardinal Schönborn, Jean Ziegler und dem Vizepräsidenten des Europaparlaments Othmar Karas, ein YouTube Kanal, Facebook und natürlich die Berichterstattung in den sogenannten alternativen Medien.

Sieht man von den unkritisch reproduzierten Äußerungen von Caritas-Direktor Landau und Kardinal Schönborn ab, wonach die Flüchtlinge von radikalen Aktivisten instrumentalisiert würden, war die Berichterstattung in den Mainstream-Medien größtenteils fair und wohlwollend. In diesem formalen Sinn war der Widerstand effektiv und erfolgreich. Vielleicht war es auch dieser eingeengte und realitätsferne Blick auf die Medienwelt und die hektischen Aktivitäten der linken Zivilgesellschaft, welche den Unterstützerblog REFUGEE PROTEST CAMP VIENNA zu den absurden Behauptungen veranlasste, »breite Teile der Bevölkerung« hätten sich mit den »Forderungen der Flüchtlinge solidarisiert« und die Proteste hätten eine »Verschiebung« des »Diskurses im Zusammenhang mit der herrschenden Flüchtlings- und Migrationspolitik« eingeleitet. Der nur psychologisch zu erklärende Hang linker Aktivisten, ihre realen Einflussmöglichkeiten zum eigenen Ruhm maßlos zu verklären, fordert auch hier noch seinen Tribut. Geblendet vom medialen Echo des »vieldiskutierten Thema[s]« und vermeintlicher »prominenter Beteiligung«, eingespannt in die Bestätigungsrituale politischer Veranstaltungen, welche mit gutem Gewissen zum Konformismus zwingen, entziehen sich Dynamik und Voraussetzungen des Geschehens einer kritischen Reflexion.

Die Flüchtlinge, welche buchstäblich um ihre Existenz kämpfen, sehen sich mit der traurigen Realität konfrontiert, dass keine relevante Instanz bereit ist, sich auch nur der Minimalforderung, einer garantierten legalen Aufenthaltsberechtigung und Arbeitsgenehmigung für die Protestierenden, ernsthaft anzunehmen. Dabei haben sie alles Menschenmögliche getan, was unter diesen zermürbenden Umständen möglich ist. Ihr hartnäckiger Einsatz und ihre Überzeugungen fußen nicht auf Einflüsterungen politischer Aktivisten, sondern auf der Erfahrung des Lebens in zerrütteten Gesellschaften, in denen Individuen zum Spielball brutaler Rackets und legaler Gewalt werden. Tatsächlich ist bei vielen Flüchtlingen die begründete Furcht vor dem entfesselten Terror islamistischer Milizen, die Erfahrung wahllosen und ungeahndeten Mordens das primäre Motiv, hier bis an die Grenzen zu gehen, um einer Rückkehr nach Pakistan oder Afghanistan zu entgehen. So schildert in der Zeitschrift *Profil* ein Flüchtling seine Verfolgung durch pakistanische Taliban, welche mehrere Mitglieder seiner Familie und einen seiner Mitarbeiter ermordeten, ein Bombenattentat auf sein Fotostudio ausführten und ihn schließlich selbst in Islamabad aufspürten und bedrohten. In Gesprächen während der Recherche zu diesem Artikel erzählten mehrere Flüchtlinge von ähnlichen Erfahrungen. Ein 34-jähriger Mann wurde von den Taliban gekidnappt und mehrere Tage auf einem Gelände mit leerstehenden Lagerhäusern festgehalten, welches den Taliban als Gefängnis und Ausbildungscamp diente. Die Gefangenen wurden von den Fanatikern religiös indoktriniert und sollten zu hörigen Gotteskriegern ausgebildet werden. Der Mann flüchtete nach einigen Tagen nachts mit einem Freund aus dem Camp in die Dunkelheit, gejagt von bewaffneten Wachen und Wachhunden. Sein Gefährte wurde auf der Flucht von den Taliban erschossen. Nachdem viele vor der Verfolgung durch Extremisten von Stadt zu Stadt in Pakistan flüchteten ohne Sicherheit zu finden, schien die Flucht in den Westen die einzige Garantie, nicht Opfer von Mord und Gewalt zu werden. Unter den Flüchtlingen ist auch ein Angehöriger der schiitischen Minderheit in Pakistan. Seit 2000 wurden Hunderte Schiiten Opfer von Angriffen und Bombenattentaten sunnitischer Extremisten. Zuletzt starben am 16. Februar 2013 über 80 Menschen bei einem Bombenanschlag auf einen mehrheitlich von Schiiten genutzten Markt in Quetta. »Der Terrorangriff auf die schiitische Hazara-Gemeinschaft zeigt das Scheitern der Geheimdienste und Sicherheitskräfte«, kommentierte laut *derStandard.at* der Gouverneur der betroffenen Provinz den Anschlag. Ein anderer junger Mann war ein Anhänger der *Awami National Party* (ANP), eine säkulare und demokratische Partei, welche zu den wenigen verbliebenen politischen Kräften in Pakistan zählt, welche es wagen, die islamischen Extremisten politisch herauszufordern. Über hundert Funktionäre und Anhänger der ANP wurden in den letzten Jahren von islamischen Extremisten ermordet. Nach der militärischen Niederlage der Taliban gegen pakistanische Sicherheitskräfte in der Swat-Provinz 2009 begannen die Taliban mit gezielten Tötungen ihrer Kritiker. Anhänger der ANP und andere politische Gegner aus der Swat-Provinz wurden selbst in der 13-Millionen-Metropole Karatschi aufgespürt und getötet. Am 22. Dezember 2012 wurde Bashir Ahmad Bilour, hochrangiger Funktionär der ANP und prominenter Kritiker der Taliban, bei einem Selbstmordanschlag in Peschawar ermordet. Die Gewalt in Pakistan geht nicht allein von islamischen Extremisten, sondern auch von kriminellen Banden, Milizen politischer Parteien und ethnischen Konflikten aus. Im Sommer 2011 eskalierte die Gewalt in der Metropole Karatschi, als bewaffnete Banden sich heftige Gefechte lieferten und auch wahllos das Feuer gegen Zivilisten eröffneten. Über 300 Menschen, darunter auch Kinder, wurden erschossen. Zum Teil brach die Wasser- und Lebensmittelversorgung zusammen und Einwohner mussten sich tagelang in ihren Wohnungen verstecken. Es sind diese Zustände, die Abwesenheit eines funktionierenden Rechtsstaates, die Unfähigkeit der Sicherheitskräfte, das nackte Leben der Bürger zu schützen, Folter, Verstümmelung sowie Entführungen durch Extremisten, welche Menschen aus Afghanistan und Pakistan dazu treiben, das Land zu verlassen. Man kann den Flüchtlingen in der Votivkirche nur wünschen, dass sich irgendeine unverhoffte Option bietet, die es ihnen letztlich doch ermöglicht, in Europa ein neues Leben zu beginnen.



Schlaflager in der Votivkirche

Die Geburtsstunde des »wahren Österreichers«

Vor 75 Jahren marschierte die Deutsche Wehrmacht ein. Von *Erwin Riess.*

Als Hitler am 12. März 1938 auf dem Weg nach Linz war, dachte er noch nicht an die vollständige Annexion Österreichs. Nur ein knappes Viertel der Bevölkerung befürworte den »Anschluß«, warnte die Gestapo, Widerstand von Nazigegnern sei nicht auszuschließen. Der Jubel an den Straßen zerstreute aber Hitlers Befürchtungen, und als er in Linz einzog, war er sich seiner Sache schon so sicher, daß er der schlecht vorbereiteten Wehrmacht befahl, auf dem schnellsten Weg nach Wien vorzustoßen. Zwar kamen fünfundzwanzig deutsche Soldaten bei Verkehrsunfällen ums Leben, auch blieb ein Großteil der motorisierten Truppen sechzig Kilometer vor Wien aus Mangel an Treibstoff liegen; da aber keinerlei Feindberührung zu verzeichnen war, marschierte die angeschlagene Wehrmacht dennoch in der Hauptstadt ein. Der »Blumenkrieg« war gewonnen, die »Ostmark« erobert.

»Austria will sooner or later go Nazi«, hatte ein englischer Diplomat bereits im Sommer 1934 nach London gekabelt. 1936 wurden in Wien Nationalsozialisten in die Regierung aufgenommen, und am Abend vor dem Einmarsch ernannte der österreichische Bundespräsident Miklas den NSDAP-Innenminister Seyss-Inquart zum Bundeskanzler. Stunden zuvor hatten die österreichischen Nazis schon die Macht in den Landeshauptstädten übernommen. Hitler marschierte also in ein bereits »befreites« Land ein. »Dieses Volk von Dienstboten hat nur das bekommen, was es verdient«, notierte der französische Militärattaché.

Am 13. März 1938 beschloß der österreichische Ministerrat das Verfassungsgesetz über die Vereinigung mit dem Deutschen Reich. Das Protokoll endet mit den Worten: »Die Mitglieder der Bundesregierung erheben sich zur Feier der Stunde von den Sitzen und leisten den deutschen Gruß.«

1938 befanden sich ein Viertel der Wiener Betriebe im Eigentum jüdischer Besitzer, die »Arisierung« hatte also eine nicht zu unterschätzende materielle Dimension, allein in Wien wurden 70.000 Wohnungen geraubt. Die Aussicht auf Beute führte zu einem Sturm auf die Parteilokale, und im Nu waren 700.000 NSDAP-Mitglieder registriert. Zur gleichen Zeit wurden ungefähr 100.000 politische Gefangene gemacht. Die jüdische Bevölkerung – annähernd 200.000 Menschen – wurde vertrieben oder in Vernichtungslager deportiert. Ein Drittel der österreichischen Juden und die Hälfte der Roma und Sinti wurden ermordet.[1]

Widerstand kam hauptsächlich von Kommunisten, allein zwischen 1938 und 1943 wurden in Wien und Niederösterreich 6.000 von ihnen verhaftet, viele wurden hingerichtet oder starben im KZ. Den sozialistischen Widerstand ordnete die Gestapo als »Stammtischaktivität« ein, und der konservative Widerstand überschritt kaum die Schwelle eines geflüsterten »Grüß Gott!«

1,2 Millionen Österreicher wurden zur Wehrmacht eingezogen. 240 von ihnen erreichten den Generalsrang. Der Anteil von Österreichern im Sicherheitsdienst war überproportional hoch. In der Wiener Gauleitung war nur eine von achtzehn Positionen mit einem Deutschen besetzt, in der Wiener Gestapo stellten Österreicher achtzig Prozent des Apparats. Die NS-Herrschaft war also auch eine Herrschaft von Österreichern über Österreicher.

Der Krieg hinterließ 247.000 tote oder vermißte österreichische Soldaten, Zehntausende tote Zivilisten, 100.000 Kriegsversehrte, 500.000 Kriegsgefangene und einen Schwerindustriekomplex, der verstaatlicht wurde, um den Zugriff der Sowjetunion auf das ehemalige deutsche Eigentum zu vereiteln. Die Betriebe wurden von den schätzungsweise 200.000 Gefangenen der ostmärkischen Konzentrationslager – allein das KZ Mauthausen unterhielt 49 Nebenlager – errichtet. Die Zweite Republik hat ihren industriellen Ursprung im KZ-Wirtschaftskonzern, in Sklavenarbeit und Mord.

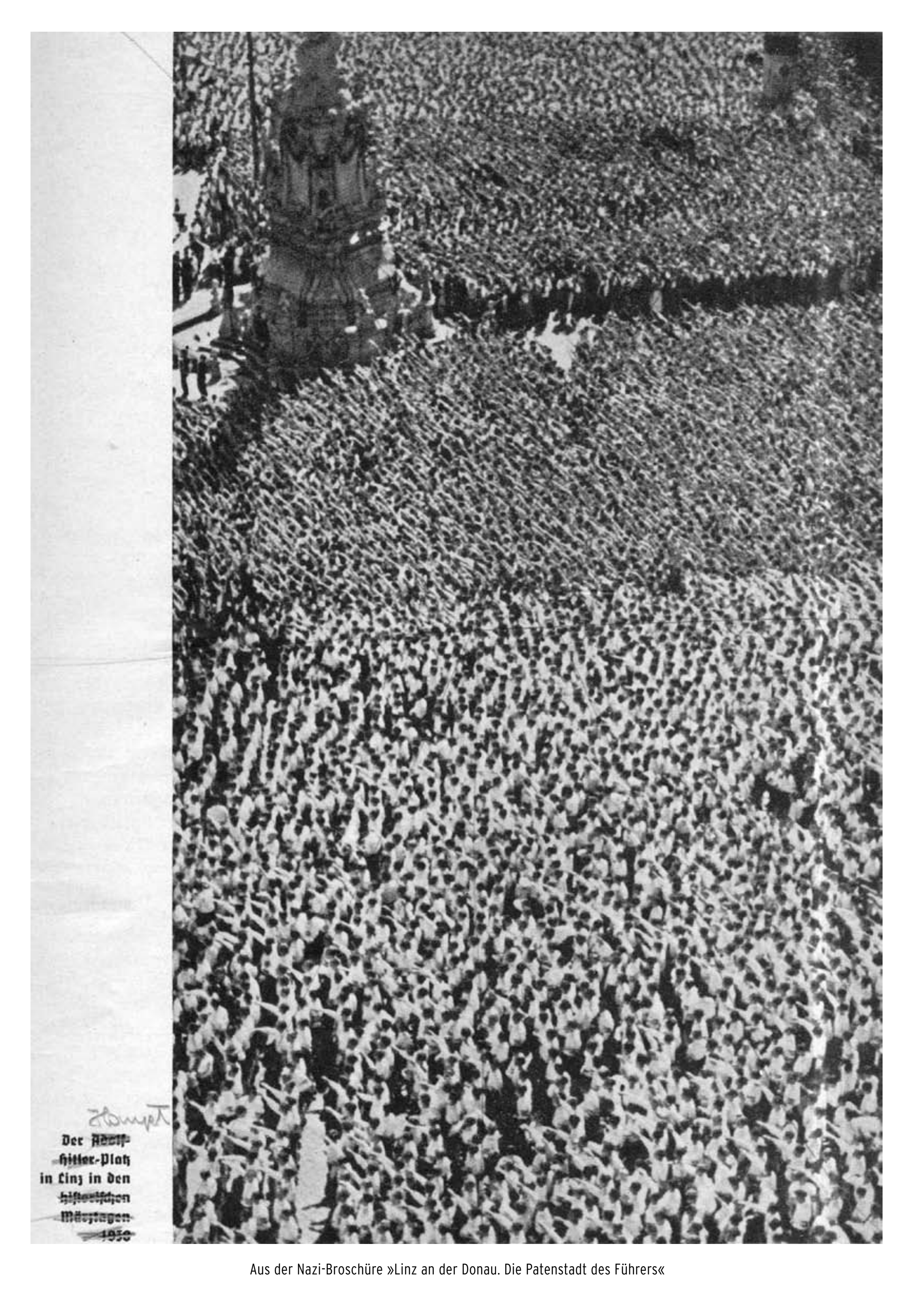
Erlebten die einen das Ende der NS-Herrschaft als die ersehnte Befreiung, war es für die NS-Parteigenossen die Stunde Null, die große Niederlage, der Zusammenbruch. Für die Mehrheit der Österreicher war das Kriegsende der »Umbruch«. Den Alliierten gegenüber verfolgte man die Taktik des Hofrates Pechacek aus dem Kabarett Wiener Werkel: »Nur net nervös sein. Mir wern die Befreier schon demoralisieren.«

In der Unabhängigkeitserklärung vom 27. April heißt es: »Angesichts der Tatsache, daß die Reichsregierung Adolf Hitlers kraft der Annexion des Landes das macht- und willenlos gemachte Volk Österreichs in einen sinn- und aussichtslosen Eroberungskrieg, den kein Österreicher jemals gewollt hat, jemals vorauszusehen oder gutzuheißen instand gesetzt war, zur Bekriegung von Völkern, gegen die kein wahrer Österreicher jemals Gefühle der Feindschaft oder des Hasses gehegt hat …«

Wer »macht- und willenlos« einen erheblichen Anteil der KZ-Mörder stellt, wer einen Eroberungskrieg nur deswegen ablehnt, weil er »aussichtslos« ist, wer niemals die »Bekriegung von Völkern gewollt«, wer also nichts Böses »gutzuheißen instand gesetzt war«, der ist nicht nur ein bedauernswertes Opfer der Sprache, sondern auch der Geschichte, mit einem Wort, ein wahrer Österreicher. Die Vorsitzenden der konservativen, der sozialistischen und der kommunistischen Partei unterzeichneten die Erklärung und stellten sich damit in den Dienst des »wahren Österreichers«. Und der katholische Publizist Friedrich Heer verkündete dessen Mission: »Aufgabe jedes wahren Österreichers war es nun, sich zu gürten zur Wanderschaft und Tag und Nacht mit brennender Fackel durch die Welt zu laufen, um das neue Europa zu suchen, den Ruf unter die Völker werfend: das alte Europa ist tot – auf, schaffet das neue.«

Diese gemeingefährliche Drohung blieb aber nur Vorsatz, dem zerbombten Land fehlten die Mittel, das grausame Vorhaben in die Tat zu setzen. Erst Jahrzehnte später sollte der wahre Österreicher Alois Mock, Heers Wort eingedenk, als Außenminister mit brennender Fackel durch Jugoslawien laufen, den Ruf unter die südslawischen Völker werfend: »Das alte Reich ist tot – schaffen wir das neue, das Beinhaus!«

Österreich, das sich mit Aplomb in die Staatenwelt zurückgemeldet hatte, durchforstete seine Geschichte nach Spuren des wahren Österreichers. Das konservative Lager beschwor in Heimatfilmen die Biedermeier-Zeit und die von Lederhosenseppln und Dirndlträgerinnen bevölkerten Alpen. Das förderte den Tourismus und die Weinwirtschaft. Nicht die Denkmäler, sondern die Idee des Denkmalschutzes wurde zur Apotheose erhoben und zum Staatsgrundziel auch in der Politik gemacht. Barrierefreiheit ist heute noch ein wenig besuchtes Freifach in der Architektenausbildung. Die Europäische Union fordert zwar bis 2015 umfassende Barrierefreiheit in öffentlichen und Wohngebäuden, die Stadt Wien erstreckt die Frist aber bis zum Jahr 2042 (!) wobei 75 % der für Barrierefreies Bauen reservierten Gelder erst in den Jahren ab 2037 zu verwenden sind. Gleichzeitig schaffen Graz und Linz Vorschriften für Barrierefreies Bauen ab. Sie werden dabei vom Präsidenten der Wiener Architektenkammer und Vorsitzenden der Bundessektion Architekten in der Bundeswirtschaftskammer, Walter Stelzhammer, unterstützt, der seit einiger Zeit in Interviews vehement die Abschaffung der Barrierefreiheit fordert, weil sie die Kreativität der Architekten einschränke. Krüppel sollen gefälligst im dunklen Souterrain bleiben oder dorthin zurückkehren. Diese Episode zeigt nicht nur vom bewunderungswürdigen Mut eines politischen Herrenreiters, der es sich nicht nehmen läßt, bei unter Druck geratenen Gruppen noch kräftig nachzutreten, sie spricht ebensosehr für das feine Gespür mancher Intellektueller, daß die politischen Winde sich wieder in Richtung des »wahren Österreichers« drehen.



Aus der Nazi-Broschüre »Linz an der Donau. Die Patenstadt des Führers«

Die Zweite Republik kennt keine Sieger, sie kennt nur Opfer: Die katholischen Legitimisten, weil Otto Habsburg die Einreise nach Österreich verwehrt blieb; die Sozialisten, weil der Traum vom Anschluß an Deutschland in weite Ferne gerückt war; und die betrogenen Mörder und Glücksritter von der NSDAP, weil sie ihre Beute nicht länger genießen konnten. Die Kommunisten fühlten sich als Opfer, weil sie sich von der Bevölkerung um das Honorar für den Widerstand betrogen wähnten.

Seit den achtziger Jahren hat der »wahre Österreicher« wieder Konjunktur. Vom Bundespräsidenten, der auf antisemitischen Kampagnen in die Hofburg segelte, reicht das »wahre Österreichertum« über durchgeknallte Fernsehdodeln, die im Kniefall vor den Mächtigen und der Verhöhnung Schwacher ihre hellsten Momente haben, bis zu Haiders Kofferträgern, die dem Land sein faschistisches Erbe als runderneuerte Zukunftsvision andrehen wollen.

In Österreich erscheinen Verschiebungen in der gesellschaftlichen Tiefenstruktur gern als folkloristische Einlage. Sei es als grölender Herold des alpinen Übermenschen im Schistadion von Schladming oder wie bei jenem Präsenzdiener[2], der eine Ausgangssperre fürs Wochenende ausfasste, weil er einen im Korporalsrang stehenden Esel, der die Trommel der Gardemusik zog, nicht vorschriftsmäßig gegrüßt hatte.

---

[1] Siehe die Argumentation von: Ernst Hanisch *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert.* Wien 1994

[2] NEWS, 10. 1. 2013

Erwin Riess ist Schriftsteller und lebt in Wien und in Pörtschach. Zuletzt erschien sein Roman »Herr Groll im Schatten der Karawanken« im Otto Müller Verlag.

****

Auf der Flucht nach Paris am 12. März 1938 hatte der Schriftsteller Soma Morgenstern Aufenthalt am Bahnhof von »…Linz. Dort war just an jenem Tag der österreichische Retter des deutschen Volkes in seine engere Heimat eingezogen. In den fünfzehn Minuten, da der Zug sich auf der Station Linz aufhielt, hörten wir ein solches Geheul, dass ich noch viele Monate später in Paris, wenn ich nachts nicht einschlafen konnte und ein Wind blies, dieses Volksgeheul hörte.«

Aus: »Joseph Roths Flucht und Ende. Erinnerungen« von Soma Morgenstern

Dialektik im Quartett

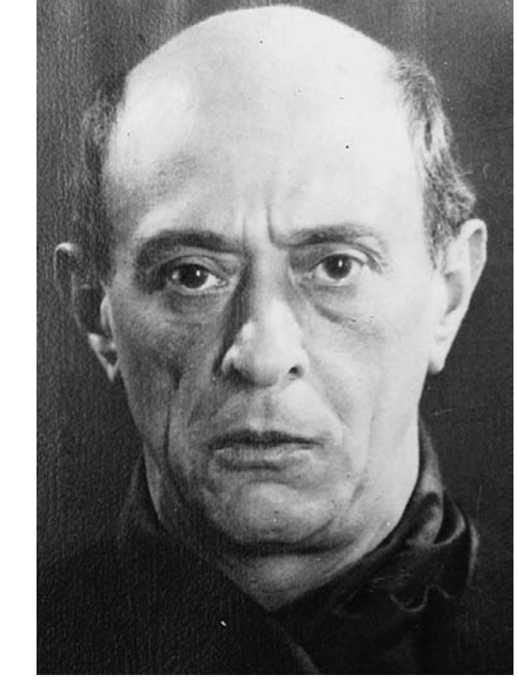
Zur Geschichte der musikalischen Vernunft von Beethoven zu Adorno. Am 20. März beginnt in der Stadtwerkstatt eine Vortragsreihe mit *Gerhard Scheit* über das Streichquartett.

Beethoven der Klassik zuzuschlagen und Schubert der Romantik, den asketischen Arnold Schönberg mit dem sinnlichen Alban Berg zu konfrontieren oder Hanns Eislers Engagement vom Desengagement der kritischen Theorie Theodor W. Adornos abzugrenzen – so in etwa lauten die beliebten Klischees, in denen sich der musikalische Unverstand herumtreibt, um nicht die in den einzelnen Werken selbst vorhandenen Gegensätze zu begreifen. In der Vortragsreihe soll versucht werden, diesen Gegensätzen auf die Spur zu kommen, und zwar in Form von Kommentaren (für deren Verständnis musikalische oder musiktheoretische Vorkenntnisse nicht unbedingt nötig sind) zu ausgewählten Streichquartettsätzen bzw. Streichtrio- und -quintettsätzen der genannten Komponisten.

1. Die Aushöhlung der Sonatenform: Beethoven und Schubert
2. Die Härte der Zwölftonkonstruktion: Schönberg und Berg
3. Die Kritik des politischen Engagements: Adorno und Eisler

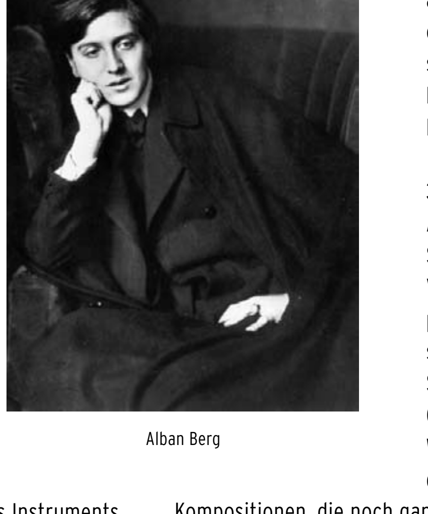
Beethoven: Streichquartett F-Dur, op. 59/1; Streichquartett a-moll, op. 132
Schubert: Streichquartett d-moll, D 810; Streichquintett C-Dur, D 956
Schönberg: Streichquartett fis-moll, op. 10; Streichtrio op. 45
Berg: Lyrische Suite
Eisler: Streichquartett op. 75
Adorno: Stücke für Streichquartett op. 2

1.
Keine Form eignete sich vielleicht besser, die Gegensätze in konzentriertester Form zu entfalten, als das Streichquartett, von dem Goethe irrtümlich meinte, man höre »vier vernünftige Leute sich unter einander unterhalten, glaubt ihren Discursen etwas abzugewinnen und die Eigenthümlichkeiten der Instrumente kennen zu lernen«. Die Bemerkung könnte von Habermas sein, sie entspricht auch gar nicht Goethes eigenem Naturbegriff. In Wahrheit hört man schon bei Haydn, der diese Gattung bekanntlich ‚erfunden' hat, dass die Eigentümlichkeiten der Instrumente den Diskursen, welche die vernünftigen Leute im Publikum führen wollen, sich durchaus nicht anbequemen, sie vielmehr die Grenzen ihrer Vernunft fühlen lassen. Dass »bei dem großen Publicum die Quartettmusik«, wie Hanslick sich erinnert, »als kalt, finster und gelehrt in einigem Verruf« stand, mutet da wie eine Reaktionsbildung an. Um eine durchaus andere Kritik der reinen Vernunft handelt es sich als die von Kant, allerdings zeigt etwas wie Leichtigkeit oder desinvolture in den Quartetten Haydns und Mozarts diese Grenzen so, als ob die Versöhnung nur ein kleiner Schritt hin zur Natur wäre, Versöhnung liegt auf der Hand und in den Sinnen, ist Anschmiegen der Gegensätze, Nachlassen in der Herrschaft über die Natur, die außermenschliche wie die inwendige.


Arnold Schönberg

Das ändert sich bei Beethoven zunächst dadurch, dass die Vernunft selbst bis aufs Äußerste getrieben scheint. Ein ganzer Satz, dessen thematische Entwicklung, Rhythmus und harmonische Disposition, vermag aus einer einzigen »Grundidee« herausgearbeitet zu werden. Wie bei Hegel ist diese Idee also erst dadurch Idee, daß aus ihr das Konkrete entwickelt wird; aber auch: dass sie bereits im Hinblick darauf, was aus ihr folgen kann, gesetzt ist. Beethovens Musik kann jedoch dabei nicht das Leid des Konkreten, Einzelnen, verleugnen. Der Ausdruck des in der symphonischen Reprise Verdrängten verlangt förmlich nach der gleichsam intimen Form des Streichquartetts, dem Beethoven allerdings bisher Undenkbares zumutet. (Die Existenz des ersten Berufsquartetts der Musikgeschichte, des Wiener Schuppanzigh-Quartetts, ermöglichte es ihm.) Die Sonatensatzform erscheint in den letzten seiner Quartette schließlich wie ausgehöhlt und lässt umso kahler und unvermittelter die Gegensätze der Themen hervortreten; Entwicklung, soweit sie noch in thematischer Arbeit stattfindet, führt nicht unbedingt zu einem Ziel, das als solches noch nachvollziehbar wäre, vielmehr bewährt sich die Unterbrechung als das Moment, in dem das Subjekt als Individuum dem Subjekt des Idealismus ins Wort fällt. Und dennoch ist es, als ob der Einzelne doch noch aus dem Ganzen die Kraft ziehen kann, sich selbst gegen das Ganze zu wehren.

1940, im amerikanischen Exil, fragten sich Theodor W. Adorno und Eduard Steuermann, der wegweisende Pianist der Wiener Schule, woher es rühre, dass Schuberts Musik »so unvergleichlich viel trauriger sei als selbst die düstersten Stücke von Beethoven«. Steuermann meinte, »das käme von der Aktivität Beethovens«, und Adorno bestimmte diese Aktivität »als Totalität, als die unauflösliche Verschränkung von Ganzem und Teil. Die Schubertsche Traurigkeit hinge danach nicht allein am Ausdruck … sondern an der Freigabe des Einzelnen. Das befreite Detail ist zugleich das verlassene, so wie das befreite Individuum zugleich das vereinsamte und leidende, negative ist.« So wäre es vielleicht auch zu erklären, dass Schuberts Musik von Anfang an gerade aus der Sinnlosigkeit der Bewegung ihre größten Wirkungen gewann. Die unerschöpfliche Kantabilität in der Form des Liedes, in sich abgerundeter Ausdruck des verlassenen Individuums, ist möglich, weil die Entwicklung zugunsten der Wiederholung zurückgenommen wird. In den späten Werken für Streichquartett- bzw. -quintett geht aber der ‚Gesang' des Instruments über die von Kantabilität vorgegebenen Periodik eigentümlich hinaus – und das ermöglicht es auch den Begleitstimmen in einer Art Verzweiflung über die Homophonie hervorzutreten: kein ‚schöner Gesang' in der vorgegebenen Rundung, nur ein müdes oder aggressives Lebenszeichen nach so langer Zeit der Unterwerfung durch homophone Strukturen. Die Musik beginnt schließlich zu stocken, droht manchmal ganz zu verstummen.


Alban Berg

2.
Solche Gegensätze scheinen erst nach der Aufhebung der letztlich immer noch fundierenden Dreiklangs-Harmonik ganz zu sich selbst zu kommen. Adornos Philosophie der neuen Musik, im Exil entstanden, macht sie zum springenden Punkt, von dem her auch das Werk seines Lehrers Alban Berg erschlossen werden kann: Denn Bergs ganzes Bestreben seit der Lyrischen Suite scheint darauf gerichtet, die Zwölftontechnik nicht merken zu lassen. Gerade die »glücklichsten« Teile seiner Oper Lulu seien, so Adorno, offensichtlich in Dominanzfunktion und chromatischen Schritten gedacht: »Die wesentliche Härte der Zwölftonkonstruktion ist bis zur Unkenntlichkeit gemildert. Man kann das Reihenverfahren kaum anders erkennen als daran, daß die Bergische Unersättlichkeit zuweilen nicht den unendlichen Vorrat an Noten zur Verfügung hat, dessen sie bedürfte. Die Starrheit des Systems macht sich bloß noch in solchen Beschränkungen geltend, sonst ist sie ganz überwunden.« Aber überwunden sei sie mehr durch Einpassung der Zwölftontechnik in die traditionelle Musik als durch eigentliche Aufhebung ihrer antagonistischen Momente. Bergs Schwäche sei, auf nichts verzichten zu können, während die Kraft aller neuen Musik im Verzicht liegt. »Das Unversöhnte am späten Schönberg – das sich nicht bloß auf die Intransigenz bezieht, sondern eben auch auf die Antagonismen in der Musik selber – ist der zu frühen Versöhnung Bergs überlegen, die unmenschliche Kälte der großherzigen Wärme. Die innerste Schönheit aber von Bergs späten Werken verdankt sich weniger der geschlossenen Oberfläche ihres Gelingens als ihrer tiefen Unmöglichkeit; dem hoffnungslosen sich Übernehmen …« Die Frage kann darin zugespitzt werden, wie sich die Lyrische Suite, unter solchen Voraussetzungen gehört, zu Schönbergs spätem Streichtrio op. 45 verhält, worin der nunmehr im amerikanischen Exil lebende ‚Vater' der Wiener Schule an die frühe expressionistische Phase anknüpft. Schönberg, der sich gerade von einer schweren Operation erholt hatte, sagte über dieses Werk halb im Scherz, er habe seine ganze Krankheit nebst Krankenpfleger hineinkomponiert.

3.
Aus der Konfrontation von Berg und Schönberg ergibt sich auch die Kritik an den Versuchen Hanns Eislers, die Gegensätze im politischen Engagement der Musik aufzulösen. Für Adorno, dessen eigene Streichquartett-Stücke op. 2 vom Kolisch-Quartett – dem wichtigsten Ensemble der Wiener Schule – uraufgeführt wurden, war das, was Eisler nach seinen ersten Kompositionen, die noch ganz im Zeichen seines Lehrers Schönberg standen, für die Arbeiterbewegung schrieb, kaum mehr als »Gemeinschaftsmusik«, wie sie damals in allen politischen Lagern gepflegt wurde. Eisler versuche dabei jedoch »die Antinomie«, die er bei Schönberg zu entfalten gelernt hatte, »durch eine Haltung zu lösen. Es ist die des Witzigen …« Ihre »Vorteile« lägen darin, »sich dem reinen kompositorischen Durchbilden durch jähe, plötzliche Wendungen« zu entziehen. Adorno sieht damit aber auch die »Möglichkeit, die Haltung des Witzigen in die gezielte Aggression zu verwandeln«. Im Reichtum an musikalischen Charakteren, der Eisler durch jene Haltung wie keinem anderen Komponisten der Zeit gegeben war, ist zugleich jedoch ein Erbe Mahlers, dessen Musik Eisler eigentlich gar nicht mochte. Und hier ergibt sich – sozusagen der politischen Intention entgegengesetzt – die Möglichkeit einer Wiederkehr der verdrängten Moderne, die ähnlich wie bei Brecht durchs politische Engagement hindurchgegangen ist: Das Mißlingen der Ichbildung, wie Adorno es an Eislers »Haltung des Witzigen« zu erkennen glaubt, könne in der Gegenwart auch zu »einer der Bedingungen von Kunst« werden; das »Apriori jenes clownhaften Moments«, das »Beckett dann nach außen setzte«, sei eben schon durchaus bei Eisler und Brecht vorhanden. Aber bei Eisler wie bei Brecht glückt dieser Einsatz des Apriori nur, wenn es nicht als bloßes Mittel zur Identifikation mit der politischen Macht und dem Kollektiv fungiert, und darum kann Adorno schreiben, dass bei Eisler das eigentliche Unglück geschah, als er dem Durchlaufenden, in sich Ungegliederten vor dem Komponierten den Vorrang erteilte. … Bei dem, was ihm widerfuhr, geht es gar nicht so sehr um Modernität der Klänge, Intervalle usw. als um das Unterdrücken der Differenziertheit. Diese wird vom Kollektivismus als unerträglich empfunden; es wird auf ein schlecht Allgemeines, das schrumm schrumm, nivelliert.« Als Eisler im Exil sein Streichquartett op. 75 schrieb, versuchte er diese Differenziertheit in der Besinnung auf Schönbergs Kompositionstechnik zurückzugewinnen. Denn die Frage »aller Musik«, die Adorno an Beethovens Musik zu stellen gelernt hat, lautet eben: »wie kann ein Ganzes sein, ohne daß dem Einzelnen Gewalt angetan wird«.

Gerhard Scheit ist Herausgeber von sans phrase, *Zeitschrift für Ideologiekritik, ça ira Verlag. 2011 ist bei ça ira* »Quälbarer Leib. Kritik der Gesellschaft nach Adorno« *erschienen.*

DIALEKTIK IM QUARTETT

Vortragsreihe von Gerhard Scheit im Saal der Stadtwerkstatt

20. März, 19.30 Uhr: Beethoven und Schubert
24. April, 19.30 Uhr: Schönberg und Berg
22. Mai, 19.30 Uhr: Adorno und Eisler

Eine Veranstaltung aus der Reihe antidot mit Unterstützung der Kunstuniversität Linz.

Mythos Medienkunst

Franz Xaver im Mail-Interview mit Max Kossatz.

Ziel dieser Interview-Reihe ist es den Paradigmenwechsel Mitte der 90er Jahre zu analysieren. MedienkünstlerInnen der 80er und Computerhacker, die so genannten Nerds, sind Zeitzeugen dieses wichtigen Zeitabschnitts. In unserer Interviewreihe befragten wir ca. 20 MedienkünstlerInnen. Sie bestätigten zum überwiegenden Teil auch diesen Wandel in den 90ern. In weiterer Folge werden noch einige Computernerds befragt werden. Leider war damals, wie auch heute, die Kommunikation mit diesen Aktivisten der Technologie nicht einfach - lauter IndividualistInnen, die als Gruppe jede politische Position ablehnten.

Neben dem Internet gab es in dieser Zeit weitere große gesellschaftliche Veränderungen. Es war das Ende des kalten Krieges und der Anfang der New Economy. Beide stürzten sich auf die Möglichkeiten der neuen Medien (vgl. Schirrmacher: Ego, Krieg im Herzen der Gesellschaft). Und es waren die ProtagonistInnen der opencommons- und opensource-Generation, die sich als KünstlerInnen der Neuzeit einstuften. Einer von ihnen, mittendrin im Geschehen, war Max Kossatz.
Die MedienkünstlerInnen der 80er wurden in Österreich gern in Generationen getrennt. Die erste Generation mit Peter Weibel, Valie Export, Richard Kriesche, Bob Adrian X, Gottfried Bechthold (Kurzbeschreibung: Personen, die nicht unmittelbar mit dem Computer gearbeitet haben. Ausnahme: Bob Adrian X). Die 2. Generation ist schon ausführlich in dieser Interviewreihe zu Wort gekommen. Diese KünstlerInnen haben ihre Homecomputer und die Informationsnetzwerke direkt bedient. Ihre Werke waren aber noch in der bildenden Kunst (Analogtechnologie) verankert. Die 3. Generation waren Personen, die sich nicht mehr der bildenden Kunst zugehörig fühlten. Dazu zählte Max Kossatz, der in dieser Ausgabe zu Wort kommt. Mit der 4. und 5. Generation ging alles noch viel rascher, bis Mitte der 90er Jahre der Begriff »Medienkunst« nicht mehr zu halten war.



Franz Xaver: Wir kennen uns ja schon sehr lange. Ich weiss nicht, ob du das mitverfolgt hast. Ich mache schon über drei Jahre eine Interview-Serie in unserer Zeitung Versorgerin mit den »alten Hasen« der Medienkunst. Damit meine ich die Personen, die sich vor dem www in den 80ern mit neuen Medien auseinander gesetzt haben (2. Generation der Medienkunst). Du warst ja damals (Ende der 80er Jahre) Student bei Peter Weibel und hast zwar die Situation hautnah mitbekommen, warst aber eine Spur zu jung um aktiv in den 80ern im Medienkunstgeschehen mitzumachen. Ich zähle Dich zur nächsten Generation. Wir haben dann zusammen das Kunstlabor gemacht, welches die Elektronische Galerie betrieben hat. Weiters kann ich mich an mehrere tolle Hacks erinnern, die ich heute noch gerne erwähne, unter anderem die Ablenkung des Elektronenstrahls eines alten Schwarzweißfernsehers mit Hilfe des Audioausgangs eines Amiga, das hast du doch damals in Assembler in die Maschine gehackt, wenn ich mich recht erinnere. Das alles mündete in die tolle Ausstellung »more media torture«. Was mich an dieser Interview-Serie interessiert, ist der Übergang von der Medienkunst zur Netzkunst. Du weißt, das Thema Netz hat mich brennend interessiert, deswegen haben wir ja auch die elektronische Galerie auf Fido-Basis betrieben. Als das Internet dann mit voller Breitseite einschlug, haben wir das Netz-Werk nicht mehr weiter laufen lassen. Für mich war es zu wenig als Künstler, nur am obersten Layer arbeiten zu dürfen. Wir haben das Netz-Werk damals auslaufen lassen. Kannst du diese Situation Anfang der 90er so bestätigen?

Max Kossatz: Ja, ich kann das so bestätigen. Es gab plötzlich eine Art »Spaltung«. Die meisten wollten diese neuen Oberflächen gestalten (z.B. Jodi), andere wollten da eher auf unterschiedlichen Ebenen diese neuen Dinge mitgestalten. Wir hatten uns ja auch überlegt, die Elektronische Galerie aufs Internet zu bringen (ich schlug ja damals vor, ein eigenes Protokoll dafür als RFC einzureichen), was aber schlussendlich scheiterte, wohl auch an der Aufbruchstimmung, die diese neuen Oberflächen geboten haben. Keiner wollte sich die Finger schmutzig machen.

Franz Xaver: Ich habe es immer als einen »touchdown« bezeichnet. Eine Bodenberührung, bei dem jede(r) die Möglichkeit hatte noch in den Düsenjet einzusteigen, wenn man schnell war. Mit diesem »touchdown« ist jede/r mit ins Flugzeug gekommen, der/die wollte, auch wenn sie alle keine Ahnung von der Technologie hatten. Aber kurz noch zum Thema der Elektronischen Galerie. Du sprichst von den eigenen RFCs (Netzstandards, die für die Entwicklung des Netzes sehr wichtig waren), die du damals vorgeschlagen hast. Ich sage 20 Jahre später nochmal: Es war nicht akzeptabel, nur auf dem obersten Layer ein bisschen Kunst zu machen, während die unteren Internetlayer, auf die das Netz aufbaut, nur von Technikern kontrolliert sind. Entweder Kunst oder nicht Kunst. Es hat sich dann ja in Folge gezeigt – Mitte der 90er – die Hackercommunity hat sich lustig über die KünstlerInnen gemacht, die am obersten Layer ein bisschen Web designten. Das Netzwerk der »Elektronischen Galerie« übers Internet wäre nicht glaubhaft zu vermitteln gewesen. Max Kossatz habe ich immer als exzellenten Computer- und Netztechniker erlebt, aber auch als Künstler, der den Kunstdiskurs im und ums Netz gesucht hat. Die Medienkunst mit den analogen Materialien ist dir durch dein Alter ein wenig abgegangen. Wo war der Kunstanspruch bei einem Informationsnetz (E-Galerie)?

Max Kossatz: Gute Frage, das war ja damals weit vor Facebook & Co, der Begriff »Informationsnetzwerk« war nur theoretisch vorhanden (»Jeder ist ein Sender«, etc.). D.h. alles neue ist natürlich auch für Künstler interessant, die große, weite Wiese eben, Erfahrungen sammeln war wichtig. Auch glaubten viele, darin endlich das freie, demokratische »Medium« zu haben, das sich viele sehnlichst gewünscht hatten. Es kam dann natürlich anders.

Franz Xaver: Du hast hast viel Erfahrungen gesammelt bei thing.at und bei thing.net, dann gab es einige interessante Netzprojekte von dir. »Vergessen« war ja relativ früh: Wäre super, wenn du dazu etwas sagst.

Max Kossatz: Mir ging es schon sehr früh um diese »Vernetzung«, da ich der Meinung bin, dass solche Vernetzungen weitaus größere Ergebnisse liefern als die Summe der Einzelteile. The thing war ein Netzwerk von Künstlern, das vor dem Internet entstanden ist, ähnlich wie die Elektronische Galerie auf die Weise, dass über Telefonleitungen Informationen ausgetauscht wurden. War sozusagen auch die erste Spielwiese für »Informationsnetzwerke«. The thing hatte bis zu zehn oder zwölf Knoten weltweit und wurde eben genau von denen genutzt, die nicht nur die Oberfläche, sondern eben auch das Dahinter begreifen wollten.

Franz Xaver: Es war ja schon eine verrückte Sache ein Informationsnetzwerk als »thing« zu bezeichnen. Wie ein Ding aus der anderen Welt, das auf der Erde gelandet ist. Ich weiß nicht, ob du meine wilden Überlegungen mitbekommen hast: Ich spielte eine Verschwörungstheorie durch: Das Internet wird entweder nach wie vor für militärische Zwecke genutzt, oder die Ursache liegt in einem Wesen der Information, das exterritoriale Ursachen hat. Es geht um das Thema der Information, was sie ist und wo sie herkommt. Die Medienkunst ist/war nach diesen Überlegungen kulturpolitische Krücke, um mit interaktiven, interdisziplinären und dezentralen Skulpturen das Internet im Herz der Kulturgesellschaft zu etablieren. Da passt mir »the thing« natürlich total in diese Theorie. Aber nun zurück zu der Zeit, als die Medienkunst »aus« war und das www mit voller Breitseite einschlug. An allen Ecken und Enden war dann »Netzkunst« angesagt. Welche Erinnerungen sind dir geblieben? Mailinglisten wie Nettime? …viel Theorie? Ich glaube, du warst ja dann auch länger bei Wolfgang Stähle (the thing.net) in New York.

Max Kossatz: Was bei the thing sehr interessant war, waren die vielen Diskussionsforen wie z.B Nettime, in denen sehr viel theoretisch über die auf uns zukommenden Dinge gesprochen wurde (1993). Anfangs sehr optimistisch, nach ein paar Jahren schwenkte dieser Optimismus in Pessimismus um. Möglicherweise wurde da die verpasste Chance realisiert, die diese »Neuen Medien« geboten hätten, wenn man sich mehr damit praktisch beschäftigt hätte. So wurde eben alles durch die Realität eingeholt und vor allem überholt. Das Interessante daran ist, dass damals über die zukünftigen Möglichkeiten sehr viel diskutiert wurde, was denn nicht alles in der Zukunft möglich sein wird etc. Danach »starb« die Medienkunst (zu Recht, der Begriff war von Anfang an schlecht). Heutzutage sind alle diese Ideen von damals Wirklichkeit und bereits Mainstream, trotzdem hat diese »Medienkunst« oder wie auch immer man es nennen will, nicht wirklich einen relaunch erlebt, wieso? Ausnahmen wie z.B. »Delivery for Mr. Assange« (*http://bitnik.org/assange/*) bestätigen die Regel.

Franz Xaver: Kannst du deine eigenen Netzprojekte beschreiben: z.B.: »vergessen.com« oder »wissenbelastet.com«

Max Kossatz: »vergessen.com« ist ein Projekt, wo es darum ging, aufzuzeigen, dass es oft notwendig ist, auch Dinge zu vergessen, um Platz zu machen für Neues. Das Projekt lief auf verschiedenen Ebenen, Webseite, Veranstaltungen, wie z.B. eine Litfaßsäule in New York, wo man Dinge hineinschmeißen konnte, die man vergessen will, etc.

wissenbelastet.com war mein persönlicher Blog, den ich jahrelang betrieben habe. Anfangs sehr persönlich, wurde er sehr schnell für mich zu einem Sprachrohr um Dinge aufzuzeigen. Das war vor allem bei dem Projekt »Grüne Vorwahlen« wichtig, wo es darum ging, die Wiener Grünen soweit zu bringen, dass sie öffentliche Vorwahlen für die Landesliste zur Wiener Landtagswahl 2010 machen. Das Projekt ist am völlig unerwarteten Widerstand der Wiener Grünen gescheitert, die Partei hat sich dabei völlig blamiert.

Franz Xaver: Hilus war doch auch ein Vorläufer der Netzkunst?

Max Kossatz: Hilus war gedacht als Schnittstelle zwischen den verschiedenen Disziplinen. Hilus war nie eine Künstlergruppe sondern eine Kommunikations- und Vermittlungsplattfom. Das hat anfangs auch sehr gut funktioniert, wir haben damals 1993 das Projekt Unit-n gemacht. Damals war das Internet noch wirklich sehr neu :) (siehe *http://braun.mur.at/projekte/hilus/unitn.shtml*). Heutzutage kann man sich gar nicht mehr vorstellen, wie kompliziert es damals war, z.B. Telefonleitungen zu bekommen. Das wohl wichtigste Projekt von Hilus war neben Unit-n wohl Open Circuit (1992). Wir haben alle uns bekannten Medien/Netz-KünsterInnen eingeladen, um sich zusammen zu setzen, um sich gegenseitig vorzustellen. Da damals schon das Problem des Begriffes Medienkunst klar wurde – jeder hatte, völlig unbegründet, Angst vor den anderen, da nie ganz klar war, ob »Konkurrenz« in diesem gerade aufstrebenden Zweig der Kunst besteht oder nicht.

Franz Xaver: Wie hast du in den 90ern Silverserver gesehen - Silverserver stand ja immer zwischen Kunst und kommerziellen Interessen? Er war ja eine echte Alternative zu den anderen gemeinnützigen Servern wie Blackbox, Netbase, Thing.

Max Kossatz: Soweit ich es verstanden habe, war Silverserver von Anfang an ein kommerzielles Projekt, was total ok war (und die Geschichte gab Oskar Obereder auch recht).

Franz Xaver: Woran arbeitest du im Moment? Du hast doch eine Firma, was macht ihr da genau?

Max Kossatz: Nachdem ich schon seit Jahrzehnten nichts mehr im Kunstbereich gemacht habe, ist mein aktuelles Projekt ein Internet Startup, das eigentlich das Gegenteil des »vergessen.com«-Projekts macht: archify dient dazu, dass du als UserIn nichts mehr vergisst, das du schon einmal gesehen hast, sozusagen ein ständiges Archivieren deines Digital Footprints.

Kunst kommt von »nicht können«

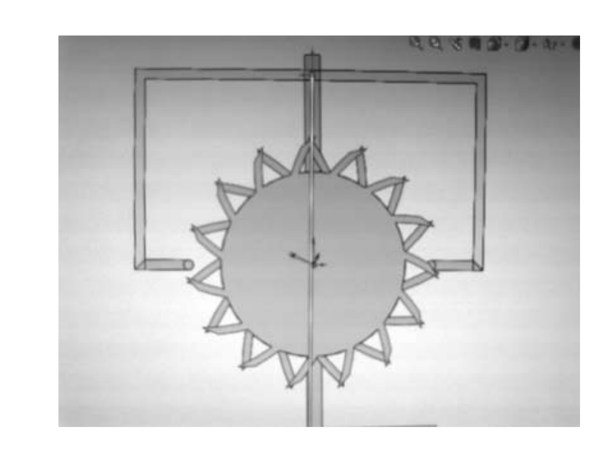
Franz Xaver über Kunst, Natur und die Frage, ob Technologie anders genutzt werden kann.

Die Gestaltung der Hausfassade der Stadtwerkstatt ist ein langfristiges Projekt unter dem Titel »Wilder Efeu«. Auf die Fassade der Stadtwerkstatt soll zwischen Natur ein vier Meter langes mechanisches Pendel montiert werden. Es geht um Kunst, Natur und die Frage, ob Technologie anders genutzt werden kann.

Kunst ist ein Begriff, den es schon so lange gibt wie die Menschheit. Kunst ist untrennbar mit dem Menschen verbunden, sie prägte die Meilensteine unsere Kulturgeschichte. Unter anderen waren einer der ersten nachweisbaren Schritte die Höhlenmalereien vor 40.000 Jahren. An sicheren Plätzen wurden von unseren Vorfahren die Bilder der Natur gemalt. Es waren die ersten Zeugnisse unserer Kulturgeschichte. Die ersten Bilder spiegeln den Wunsch, Nahrung und Natur ohne Gefahr abzubilden. Es war die Angst vor der Natur, die uns in den Fortschritt und damit in die Kunst trieb. Es war aber genauso wichtig, diese künstlichen Bilder zu benennen, um Bedeutung und Information vermitteln zu können. Die Information ist also mindestens genauso alt und ebenso wichtig wie diese Kunst.

Infolge ermöglicht uns die Kunst wichtige kulturelle Entwicklungsschritte wie Schrift und Buchdruck. Durch die digitale Informationsverarbeitung der letzten 50-70 Jahre zeichnet sich ein weiterer großer Entwicklungsschritt unserer Kulturgeschichte ab. Kunst stand immer in Opposition zur Natur und wollte die Welt künstlich erschaffen, um sich nicht in Gefahr begeben zu müssen. Kunst steht für eine Spielwelt im Spiegelbild der Natur. Alle Dinge, die nicht in der Natur ihren Ursprung haben, müssen demnach künstlich sein. Die Welt der Technologie wurde mit Begriffen wie Kunstblumen, Kunststoffen, künstlichem Licht, künstlichem Haar, Kunstpelz etc. beschrieben. Die Technik lässt sich bis zum gottähnlichen Wunsch fortsetzen, künstliches Leben zu erschaffen.

Im Lauf der Zeit wurden unsere individuellen künstlerischen Fertigkeiten durch Technologien abgelöst. Das ursprüngliche Anliegen, die Natur realistisch abzubilden, um damit Information zu transportieren, wurde also mit Hilfe von technologischen Apparaturen erledigt. Am Beispiel des Fotoapparates konnte sich die Kunst nun weiterentwickeln, und öffnete damit Freiräume für Malerei und Grafik. Die Bilder, die mit Hilfe des Fotoapparates entstanden, wurden mehr als nur naturgetreue Abbilder der Natur. Es konnten z.B. die sozialen Anliegen, Utopien und Sehnsüchte, sowie die ganze Kulturgeschichte in die fotografischen Bilder »verpackt« werden. Für die BilderschafferInnen brachte dieser technologische Fortschritt nur Vorteile. Man musste sich nicht mehr um das naturgetreue Abbild kümmern, der/die KünstlerIn hatte den Kopf wieder frei, um Neues zu denken und in Bildern und Werken umzusetzen. Es entstand ein neuer Layer der Kunst. Mit der Technologie entstand also ein erweiterter Kunstbegriff, der nicht nur die Malerei befreite. Der Expressionismus, Impressionismus, Surrealismus, Futurismus, Bauhaus, Dada, Abstraktionen aller Art bis zur Konzeptkunst, bis uns die Einbindung aller verfügbaren Materialien in die Postmoderne führte. Doch die Ausgangssituation nach jedem neuen Layer war immer wieder der Spiegel der subjektiven Realität. Der Drang, eine künstliche Sicht von der Natur und ihren Technologien zu erzeugen, befreite immer wieder die Genres der Kunst und ermöglichte damit kontinuierlich neue kleine kulturelle Meilensteine in unserer Geschichte.



Das Wissen über die Technologien – nicht deren Anwendung – ist also für neue Kunst essentiell. Unser Schaffenswunsch führt uns also stets zurück zur Auseinandersetzung mit der Erforschung der Natur.
Denn nach wie vor ist die Vielfalt der Natur nicht ausgeschöpft. Es finden sich konstant neue Dinge und wir kennen auch immer noch nicht alle Gefahren. Das Wissen darüber lernen wir über neue Erkenntnisse natürlicher Vorgänge unter Nutzung bestehender Technologien. Wir abstrahieren es von der Natur. Das Wissen darüber ist also künstlich, unser Köper bleibt Natur. Es stellt sich die Frage, ob unser Forscherdrang z.B. nach dem Higgs-Teilchen, möglichen Überlichtgeschwindigkeiten von Quasaren oder die Entschlüsselung des Genoms aus einer Urangst vor der Natur kommt, oder ob inzwischen künstliche Konstrukte wie Marktvorteile die Ursache der Forschung sind. Die Angst vor der Natur sollte man nicht unterschätzen, sie sitzt tief im innersten Ich, denn seit den ersten Tagen der Menschheit war die Natur immer ein Feind und lebensbedrohlich für den Menschen. Fressen oder gefressen werden, ist eine Grundregel der Evolution und schaffte damit die Angst, die sich nach der aufgearbeiteten Information darüber meist als unbegründet herausstellt.

Zurück zur Informationstechnolgie, dem aktuellen Meilenstein unserer Kulturgeschichte. Es scheint, dass der Schritt in die digitale Welt unsere gesamte Kulturgeschichte noch einmal spiegeln wird, um unsere Künste der Techniken mit einer ganz anderen neuen Technologie aufzuarbeiten. Es entsteht dadurch Kunst des Künstlichen. Das erste Bild auf dem Felsen wäre ohne die gleichzeitige Schaffung von Information wertlos. Genau die Information ist es, die wir nun verarbeiten müssen. Die »Informationstheorie« machte vor ca. 70 Jahren den ersten Schritt. Bei genauerer Betrachtung ist sie aber nur eine Theorie, um die Nachrichtentechnik zu optimieren. Sie sagt über das Wesen der Information nichts aus. Es ist also falsch, diese Technologie weiter als Informationstheorie zu bezeichnen (vgl. Lochmann D., Der Entropieirrtum). Im globalen Netz, das wir damit erschaffen haben, wird aber nun Information aller Art nach neuen Regeln klassifiziert, transportiert und gespeichert. Ein Wildwuchs, den inzwischen die Information selbst nach Gesichtspunkten der Ratio steuert! Es setzte die Ökonomie der Information ein. Kunst und Information waren und sind noch immer untrennbar miteinander verschränkt. Sobald die Kunst über Intuition Neues schafft, muss die Information nachziehen und versuchen, dafür Begriffe zu formulieren. Bei aktueller Kunst von Künstlern ist diese noch in keiner Technologie vorhanden und die Diskrepanz offensichtlich. Am Beispiel der Musik oder abstrakter Malerei: Musik will ohne Informationskonventionen informieren und richtet sich dadurch nicht an unser »künstliches« erworbenes Wissen, sondern versucht die in uns verbliebene Natur anzusprechen. Musiken ohne Informationskonvention sind Jodeln, Joiken oder andere scheinbar sinnfreie, stimmlich vermittelte Tonfolgen. Uns erreicht Information, die im Sinn unserer bekannten Technologie keinen Sinn macht. Beim abstrakten Bild ist es ähnlich: Es will gegenstandslos informieren. Das alles ist nicht einfach in einer Welt, die von der »Ökonomie der Information« geprägt ist. Es zählt nur rationale sinnhafte Information, die klassifiziert werden kann. Diese Art von Kunst ist mit unserem aktuellen Informationsnetz nicht kompatibel.



Ausgenommen:

- Information kommt ins Spiel, wenn die Töne oder die Bilder einen Wiedererkennungswert durch oftmalige Wiederholungen haben.
- Wenn mehrere »sinnhafte« Personen sich mehrmals über »sinnfreie« Werke unterhalten. Dazu sind mindestens zwei RezipientInnen nötig.
- Wenn das Werk einen Marktwert hat und somit Sinn haben muss.

Diese Faktoren machen aktuelle Kunst von KünstlerInnen klassifizierbar.

Im Informationszeitalter hat es also die neue aktuelle Kunst von KünstlerInnen nicht einfach. Nur festgeschrieben überlieferte, kommerzielle Werke mit gesicherten Werten sind in diesem Zeitalter bewertbar.

Fertigung und Technologie

In vergangenen Zeiten, in denen Reproduktionen über Technologie und Handwerk gefertigt wurden, entstanden Betriebe wie Kunsttischlereien, Kunstschmieden, Kunstschlossereien usw. Mit dem Wort Kunst wollte man ausdrücken, dass man kein normaler Handwerker ist, der nicht nur die Technologie beherrscht, sondern auch zu Individuallösungen fähig ist. Von den ersten Kunstwerken bis zu diesen goldenen Zeiten des Handwerks war sicher auch die Definition des Wortes Kunst über den Begriff des Könnens richtig. **»Kunst kommt von Können«**. Aber mit den fortschreitenden Technologien entstanden immer wieder neue Layer und dadurch auch neue Freiräume für die KünstlerInnen.
Anders als unsere KünstlerInnen, die nachdem die Technologie entwickelt wurde, nur darüber Bescheid wissen müssen, wenn sie Neues schaffen wollen, nutzt der Kunsthandwerker die Technologie im praktischen Sinn.
Die Kunst von der Kunst hat sich leider noch nicht etabliert. Es wären die KunstkünstlerInnen.
Mit diesem praktischen Ansatz setzen wir uns weiter ohne Angst vor den neuen Technologien mit den Informationswirren der Gegenwart auseinander. Neben der Postmoderne, bei der alle Materialien und Handlungen erlaubt sind, entstand durch die Auseinandersetzung mit Information, die Kunst der Interaktivität mit den Technologien und die Kunst der interdisziplinären simultanen Vernetzung. Die Informationstechnologie entwickelt sich schnell, und die Freiräume für die Kunst können zur Zeit kaum praktisch genutzt werden. Unklar ist auch, wo man diese Nischen findet, da diese komplexe Materie der aktuellen Informationstechnologie (Nachrichtentechnologie) für einzelne KünstlerInnen kaum überschaubar ist. Zusätzlich ist über die Postmoderne alles erlaubt, was denkbar ist, was für weitere Unsicherheit sorgt. Kunst hat aber einen entscheidenden Vorteil: Alle Technologien sind künstlich und deshalb ändert sich der Begriff der Kunst immer schneller als sich die Technologie entwickeln kann.

Lösung des Dilemmas

Es war dann das Verlangen nach dem Prozess selbst, der Veränderung, dem Erlernen und der Freude am Entstehen. Jene Freude, die sicher auch beim ersten Bild vorhanden war, als man es benennen konnte. Es war die Arbeit in der Gruppe in Werkstätten und Laboren. Manche Personen in den Laboren beschäftigten sich mit diesen neuen Informationstechnologien, andere mit der Kunst. Das ganze Spektrum und unerlaubtes Querdenken ist heutzutage wichtig für den Prozess des Entstehens. Die Labore sind meist abgeschottet, um nicht im totalen Vakuum der gegenwärtigen Technologieentwicklung und den Marktinteressen zu versinken. An diese Labore kann man keinen Auftrag im Sinne einer kunsthandwerklichen Anforderungen erteilen. Diese Labore sind zurzeit ein Rückzugsgebiet der Kunst. Nur KunstkünstlerInnen verstehen, was gemeint ist und was in diesen Refugien passiert. Sie können Ideen einbringen, die dann vielleicht aufgegriffen werden. Bei Kunsthandwerksbetrieben kann man Pläne abliefern, Pläne im Sinn einer genormten Technik. Eine Technik, die von anderen Handwerksbetrieben, im Informationsnetz, in Architekturbüros und anderen Kontrollinstitutionen geprüft und klassifiziert werden können.
Will man aber Ergebnisse aus einem Labor, so kann man dieses nur mit Ideen impfen und auf die Prozesse im Labor hoffen. Erfolgsgarantie gibt es hier nicht, es spielt keine Rolle, ob der Auftraggeber zu seinem Ergebnis kommt. Weil es einfach nicht wichtig ist. Einzig, was zählt, ist die Lust an der Kreativität. Freigespielt durch die Technologien unserer Zeit wird der Prozess zur Kunst. Das »Nichtkönnen« ist dabei eine Voraussetzung, um diesen Prozess zu initiieren. **Kunst kommt also von »Nicht-Können«**. Ergebnisse, bei denen die folgerichtige Lösung und der Erfolg das wichtigste sind, sollen den Handwerksbetrieben überlassen bleiben.
Wir haben nun die Möglichkeit, da wir den Kopf durch die neuen Technologien wieder frei haben, neue Wege zu gehen, um vielleicht die Natur irgendwann nicht mehr als Feind fürchten zu müssen.
Die Stadtwerkstatt gibt ihre Fassade nicht an den Architekturkontext unserer Zeit ab. Sie versucht, mit der Natur – in Zusammenhang mit unseren Laboren der Kunst – ein neues Zeichen zu setzen.

Quellen:
It from bit – John Wheeler
Information und der Entropieirrtum – Dietmar Lochmann

Linz:
Labore waren in Linz während der Hochblüte der Medienkunst im Trend der Zeit. Leider wurde der Laborbegriff hier nicht als Forschungsstätte sondern als »cashcow« für ein Museum der Zukunft gesehen. Kunst hat es in dieser Stadt nicht einfach. Auch unsere Kritik diesbezüglich am neuen Kulturentwicklungsplan wurde bis jetzt nicht gehört. Wir sind neugierig, ob die Stadtwerkstatt das Pendel wieder abmontieren und die Fassade normieren muss. Und ewig grüßt in Linz die Nike von Samothrake.

Das Böse im Schaltkreis

Armin Medosch über das Buch und die Installation »Evil Media«

Zu einem neuen Blick auf die Medien fordern uns Matthew Fuller und Andrew Goffey mit ihrem Buch »Evil Media« (2012) auf. Ein »Evil Media Distribution Centre« errichtete das Künstlerpaar YoHa (Matsuko Yokokoji und Graham Harwood); beides wurde auf der Transmediale 2013 in Berlin vorgestellt, mit einem Panel und einer Ausstellung.

Das Panel zu Buch und Ausstellung war gut besucht. Fuller und Goffey präsentierten einen Querschnitt durch die »Medien auf der Achse des Bösen«, sozusagen. Sie operieren mit dem Begriff des Bösen in einer Balance zwischen der Art wie George W. Bush jr ihn verwendete und Google's unschuldig klingendem Motto »do no evil«. Der »Krieg gegen den Terror« hat das Böse wieder in die Gegenwartssprache gebracht und im sogenannten Cyberspace die Rüstungsspirale in die Höhe getrieben. Google hat es erfolgreich geschafft, sich in alle Nischen unseres Lebens einzufügen, so dass es beinahe schon mehr von uns weiß als wir selber.

Die traditionelle Medienkritik der Linken, so Fuller und Goffey, habe keine geeignete Sprache mehr, um der Situation gerecht zu werden. Diese sei in einem »moralischen Kalkulus« gefangen, kommentierte Fuller in Anspielung auf die politische Ökonomie der Medien, ohne das weiter zu erläutern. Die politische Ökonomie der Medien untersucht Eigentümerstrukturen und deckt Manipulationen auf. Was die beiden Autoren hingegen vorschlagen, ist die Medien mit dem Blickwinkel Macciavellis zu sehen, als Ort an dem Macht unmerklich wirkt. Die Abhandlung *Il Principe*, zu Beginn der Moderne geschrieben, bildet einen Eckpunkt in dieser Achse des Bösen. Einen weiteren Anhaltspunkt liefert Schopenhauers *Die Kunst Recht zu behalten*. Wie kann man eine Diskussion gewinnen, auch wenn man weiß, dass man eigentlich das schlechtere Argument hat?

Das Transparenzversprechen der Medien macht sie zum idealen Sitz dieser unsichtbaren macchiavellischen Hand, die in der Lage ist, durch List und Intrigen ans Ziel zu kommen, wobei die Beteiligten mit einer gewissen, sagen wir Unterkühltheit im zwischenmenschlichen Empfinden zu Werke gehen. Dasselbe lässt sich auch von dieser Gentlemensportart, dem Geheimdienst, sagen, dessen Methoden von Natur aus auf Ablenkungsmanövern beruhen, und die im Buch einen breiten Raum einnehmen.

Die Autoren stellen wirkliche und theoretische Objekte - abstrakte Dinge wie ein Algorithmus oder eine Formel - als Objekte eines Diskurses über Evil Media vor. Ihr Vorbild ist das eines technischen Handbuchs, eine lose gegliederte Liste von Begriffen, von denen jeder als Stratagem auf zu fassen ist. Als Stratagem wurde ursprünglich eine Kriegslist bezeichnet. Fuller und Goffey bezeichnen damit geheime Tricks und Spitzfindigkeiten, die nicht genau wie Handlungsanweisungen zu lesen sind, weil der Ausgang solcher Tricks viel zu unvorhersehbar ist, um wörtliche Interpretationen zuzulassen. Die Kernbegriffe wie Evil, Book, Grayness, oder Sophistication werden als Serie aufeinander folgender, aber nicht logisch geordneter Begriffe behandelt, mit jeweils zwei bis drei Seiten pro Strategem.

Dabei ist ein Kriterium für die Auswahl der Objekte deren »grayness«, dass sie eben ihre Wirkungsmacht nicht hinausschreien sondern immer in der Grauzone bleiben, im Verborgenen wirken. Diese »Medien« sind so unauffällig wie die Figuren in Romanen von John le Carré, die niemandem auffallen würden, begegnete man ihnen auf der Straße.

Diese normalerweise unsichtbaren Objekte als »Medien« erst sichtbar zu machen, ist das Verdienst dieses Buches. Im ersten Hauptkapitel bleiben die Themen aus dem Nachrichtendienste-Bereich: Brainwashing, Systemic Ambiguity, und andere, eher komplexe Begriffe, wie »leverage anxiety«. Ebenfalls abstrakt, jedoch auf eine konkretere Art, geht es dann in Kapiteln über Algorithmen und Datenstrukturen zu. Medien sind nicht einfach nur dieses substanzlose Nichts zwischen den Dingen und der Wahrnehmung, sondern beeinflussen die Wahrnehmung und folglich auch das Denken. Dieser Grundgedanke wird angewandt auf Dinge wie Spreadsheets, Workflow-Diagramme, Suchmaschinen und Datenbankstrukturen, u.v.a.m.

Es ist durchaus richtig und wichtig, dass diese oft sehr abstrakten »Objekte« in den Diskursraum gerückt werden. Denn diese neuen Technologien haben sich zwischen uns und die Welt geschoben wie ein unsichtbarer Filter. Allerdings kann dieser Diskurs auch schwierig und anspruchsvoll zu lesen sein. So gab es quasi als begleitendes Projekt das Evil Media Distribution Centre von YoHa.



Das »Evil Media Distribution Centre« von YoHa, 2013

Matsuko Yokokoji und Graham Harwood vermissten die Bilder im Evil-Media-Buch und regten ihrerseits eine Liste von 54 Autoren an - darunter auch der Autor dieses Artikels - einen Absatz über ein Objekt zu schreiben. Diese Kurzbeschreibungen wurden auf Klemmbrettern im Ausstellungsraum ausgestellt. Dazu gab es eine Auswahl der beschriebenen Objekte anzusehen. Die sehr straffe, sehr pointierte Präsentation wirkte gelungen, weil sie auf ihre Weise die These von Evil Media belegte: dass es grundsätzlich sinnvoll ist, diese »grauen« Medien zu thematisieren. Im »Angebot« vom Evil Media Distribution Centre fanden sich Dinge so divers wie der Zufallszahlengenerator, die Büroklammer, Fußgängerabsperrgitter, Prozac, Excel, der Pin Code, Gabelstapler, das Fotokopiergerät und die Geburtsurkunde.

Bei der Diskussion im Anschluss an die Panel-Präsentation kamen aber auch kritische Kommentare. Ein Teilnehmer meinte, er habe das Gefühl sich eine Stunde mit der Füllfeder von Rupert Murdoch beschäftigt zu haben. Ob es nicht effektivere Wege gäbe, gegen die »bösen« Effekte der neoliberalen Politik zu kämpfen. Insgesamt wurde das Panel als stimulierend wahrgenommen. Und doch bleiben einige offene Fragen.

Denn Machiavelli war auch schon eine der zentralen Figuren von »Empire«, ein überraschender Theorie-Bestseller der frühen 2000er Jahre. Macchiavelli ist auf theoretischem Gebiet also nicht gerade eine Neuentdeckung. Im Verbund mit anderen häufig zitierten Autoren wie Schopenhauer, Bergson und Nietzsche, läuft das Buch Gefahr, angestaubte philosophische Rechtsausleger zu rehabilitieren. »Linkes Ticket für die Reise nach Rechts«, nannte das Detlef Hartmann in seiner harschen Abrechnung mit »Empire«. So schlimm ist es dann wohl doch nicht, finden sich doch immer wieder kurze aber harte Verbalattacken gegen Neoliberalismus und Überwachungs- und Kontrollstaat im besprochenen Buch. Dennoch: Der Gestus, als Rebellen gegen eine angeblich hegemonische linke Medienkritik aufzutreten, das war schon eine Lieblingsfinte Friedrich Kittlers. Und während der Tabubruch anfänglich noch ein wohliges Schauern der Tabuverletzung mit sich bringt, so verkommt diese, rituell wiederholt, zur Bestätigung der existierenden Gesellschaftsordnung.

Der wichtigste Kritikpunkt hängt vielleicht eher mit dem Ansatz der Stratagems zusammen. Denn diese, nur aus einigen Absätzen bestehend, können nicht mehr liefern als eine sehr allgemein gehaltene Zusammenfassung. Jene /Stratagems/Begriffe, die wirklich gut ausgewählt sind, verdienten eine weit tiefere Beschäftigung. Das heisst, eigentlich wäre statt eines kurzen Teasers ein ganzer Eintrag vonnöten, der die jeweilige Sache erklärt. In manchen Fällen ist das auch schon geschehen, wie z.B. im Fall von Suchalgorithmen, diese waren schon Thema einer kulturwissenschaftlichen Konferenz mit Reader. Man könnte sich auch vorstellen, dass ein Science-Studies-Ansatz hier fruchten könnte, in der Art jener Fallstudien, die sich mit technologischen Systemen beschäftigen. Denn so bleibt es eher wie eines der vielen »Dictionary«-Projekte der letzten Zeit, jene mehr oder weniger gut geschriebenen, künstlerisch-philosophischen Wörterbücher. Da haben Fuller und Goffey gegenüber dem Kritischen Wörterbuch von George Bataille noch einiges an Boden gut zu machen.

Die Frage, die sich unweigerlich stellt, ist, warum Macchiavelli, warum nicht Diderot? Evil Media leistet eine Art Archeologie der Gegenwart, es führt uns durch Ausgrabungen zu technischen Artefakten, oder auch Abstraktionen, die ebenfals Artefakt-Charakter haben. Durch diesen Akt der Ausgrabung werden wir der Wirkungsmacht dieser Medien gewahr. Diese sind ohne Menschen halbfertig, sie strecken, so Harwood in der Panel-Diskussion, eine Hand nach uns aus und fordern uns auf, dieses Potential, das in ihnen liegt, zu materialisieren. Doch anstatt darin einen Akt der Aufklärung zu sehen, ein Aufmerksam-Machen, inwiefern diese Technologien Bestandteil von Macht- und Unterdrückungssystemen sind, oder wie sie für anti-unterdrückerische Aktionen genutzt werden können, distanzieren sich die Evil-Media-Autoren vom Emanzipationsprogramm der Aufklärung/Moderne und bleiben lieber in der selbstgewählten Grauzone stecken.

Der Anspruch auf Wahrheitsfindung wird gar nicht gesteckt, heißt es, wohl aber der Anspruch auf die rhetorische Form des Aussprechens von Wahrheiten. Evil Media behauptet also auch diese strategische Ambivalenz für sich, die den Reiz des Themas ausmacht, ein Schnuppern an den Blumen des Bösen, ohne ihnen komplett zu verfallen. Das erscheint letztlich sehr postmodern und ahistorisch, was Projekten wie diesem in die DNA eingeschrieben ist. Man beschäftigt sich mit den Strukturen, die angeblich die Welt beherrschen, ohne zu sehen, dass diese nur Verdinglichungen sozialer Beziehungen sind, die in ihrer Essenz historisch sind, also von Menschen gemacht und veränderbar.

Literatur:

Fuller, Matthew, und Andrew Goffey. *Evil Media*. The MIT Press, 2012.

Installation:

»Evil Media Distribution Centre« YoHa 2013 (Matsuko Yokokoji und Graham Harwood, http://www.yoha.co.uk/

Augstein & der Antisemitismus

Reflexionen über Zionismus und Antizionismus anlässlich der Debatte über die antiisraelischen Ausfälle des Spiegel-Kolumnisten. Von *Stephan Grigat*.

Der mittlerweile in den USA lebende liberale Journalist Hannes Stein hat ebenso lapidar wie richtig festgehalten: »Man kann Jakob Augstein nicht kritisieren, denn er ist unter aller Kritik.« Doch die Verteidigung des *Spiegel*-Kolumnisten und *Freitag*-Herausgebers gegenüber dem Vorwurf des Antisemitismus war in Deutschland nahezu einhellig: Vertreter der deutschen Linkspartei nahmen ihn ebenso in Schutz wie Vorstandsmitglieder der CDU. In der *Frankfurter Rundschau* und der *Berliner Zeitung* fantasierte man darüber, Kritiker Augsteins wie Henryk M. Broder ins Gefängnis zu stecken. Von der *taz* bis zur ZEIT (mit der rühmlichen Ausnahme des Mitherausgebers Josef Joffe, der konstatierte, es gelte heute als verwerflicher, »jemanden einen Antisemiten zu nennen, als einer zu sein«), von der *Süddeutschen* bis zur *Frankfurter Allgemeinen* – fast niemand setzte sich ernsthaft mit den durchaus begründeten Vorwürfen des renommierten, in Los Angeles ansässigen *Simon Wiesenthal-Centers* auseinander, das den Mitinhaber des *Spiegel*-Verlags auf Platz 9 der »2012 Top Ten antisemitischer/antiisraelischer Verunglimpfungen« gesetzt hatte.

Zum Elend der Augstein-Debatte lässt sich heute nicht mehr viel Neues sagen. Allerdings muss man vermuten, dass diese Diskussion womöglich den Auftakt für eine Entwicklung darstellt, an deren Ende die Rehabilitierung eines offenen Antisemitismus steht, der sich nicht mehr wie in den letzten Jahren glaubt, hinter dem Hass auf Israel verstecken zu können und verstecken zu müssen. Als Indiz dafür sei nur der Beitrag »Im Sprachkorsett« im *Spiegel* genannt, in dem Sätze, die bisher noch in jeder Antisemitismuserhebung als eindeutiger Beleg für eine manifeste antisemitische Einstellung gegolten haben, nun in Form von unschuldigen Fragen präsentiert werden: »Ist Antisemit, wer sagt, die Juden hätten zu viel Einfluss in Deutschland? Oder wer zustimmt, dass die Juden sich um niemanden als um sich und ihre Gruppe kümmerten?«

Vor diesem Hintergrund sei hier an ein paar grundsätzliche Dinge erinnert: Antisemitismus beginnt nicht erst dort, wo jemand über Zyklon B nachdenkt oder »Die Juden sind unser Unglück« herausposaunt. Der Antisemitismus richtet sich gleichermaßen gegen Zivilisation, Individualität und Abstraktheit wie gegen Urbanität, Intellektualität und Künstlichkeit. Er hasst Geld und Geist, er verabscheut Liberalität, Emanzipation und Selbstreflexion. Im Antizionismus und im Hass auf Israel finden eine Art geopolitischer Reproduktion und eine Ergänzung des klassischen Antisemitismus statt. Der Antisemitismus als quasi ökonomische Seite des Judenhasses konstruiert sich das Bild des geldgierigen Shylock-Juden und spaltet darin jene notwendigerweise zum Kapital gehörenden, aber als bedrohlich, unmoralisch, illegitim, volksfremd, zersetzend und zerstörend empfundenen Elemente des ökonomischen Prozesses ab. Dieses schon für den vormodernen Antisemitismus charakteristische Bild des raffgierigen Geldjuden wird in der antizionistischen Propaganda ergänzt durch das Bild des Rambo-Juden, dessen exemplarische Verkörperung der alles niedertrampelnde, angeblich auf völkische Homogenität und territoriale Expansion setzende israelische Soldat sein soll.

Seit Jahren findet eine von verschiedenen Seiten betriebene Delegitimierung des Zionismus statt, die einstweilen im politischen Mainstream noch als Kritik an der konsequenten Selbstverteidigung Israels daherkommt, während der Frontalangriff auf den jüdischen Staat in der Regel Islamisten, Nazis und – derzeit in Europa am publikumswirksamsten – vermeintlich radikalen Linken überlassen bleibt, von denen einige im vergangenen Jahr während der israelischen Militäraktion gegen die Hamas im Gaza-Streifen am Wiener Stephansplatz unter Allahu-akbar-Rufen erklärten: »Wir sind für ein Palästina, das frei von der Westbank bis zum Mittelmeer reicht« und für alle, die es immer noch nicht verstanden hatten, unter dem Gejohle mehrerer hundert Zuhörer nachsetzten: Man kämpfe dafür, dass »Israel ausgelöscht wird, zerschlagen wird«.

In den mittlerweile einigermaßen marginalisierten Ausprägungen eines dumpfen Antiimperialismus ist es weiterhin üblich, den jüdischen Staat als »künstliches Gebilde« zu attackieren, wobei sich die Frage aufdrängt, ob all die anderen Staaten dieser Welt dann »natürliche Gebilde« darstellen und also an Bäumen gewachsen sind. Ein Blick in die europäische Tagespresse, ganz egal ob linker oder rechter Provenienz, reicht, um Beispiele dafür zu finden, wie die israelische Armee regelmäßig mit dem Vorwurf der »Unverhältnismäßigkeit« bei der Reaktion auf Angriffe konfrontiert wird. Auch Augstein sprach davon, dass Israel seit Jahren seine Interessen »ohne Rücksicht auf die Verhältnismäßigkeit der Mittel« durchsetzen würde, worin sich eine völlige Ignoranz gegenüber den Bedingungen ausdrückt, unter denen Israel seit seiner Staatsgründung 1948 existieren und sich gegen seine Feinde zur Wehr setzen muss.

Der Antisemitismus – der auch schon bei den Nazis antizionistisch war, weshalb sich Führer der palästinensischen Nationalbewegung wie beispielsweise der wüst antisemitische Mufti von Jerusalem Amin al-Husseini ganz offen mit dem Nationalsozialismus verbündet haben – hat zur Shoah geführt. Deutsche, Österreicher und ihre so genannten ‚Hilfsvölker', also insbesondere jene Balten, Ukrainer, Weißrussen und Ungarn, die sich redlich bemüht haben, sich in das deutsch-österreichische Vernichtungswerk einzubringen, haben den Massenmord organisiert und durchgeführt. Alle anderen Staaten waren lange nicht willens oder fähig, die systematische Vernichtung zu verhindern. Die Gründung Israels, die, wie jede andere Staatsgründung dieser Welt auch, selbstverständlich auf Gewalt beruhte, war die zwingend notwendige und leider viel zu spät gezogene Konsequenz. Seit dem sah und sieht Israel sich nicht nur mit Vernichtungsfantasien, sondern, wie beispielsweise im Jom Kippur-Krieg von 1973, mit Vernichtungsversuchen konfrontiert. Dass diese bis heute nicht Realität geworden sind, verdankt sich einzig und allein der israelischen Staatsgewalt.

Der Philosoph und Gesellschaftskritiker Theodor W. Adorno hat in einem seiner Hauptwerke, der *Negativen Dialektik*, festgehalten, dass die deutsch-österreichische Volksgemeinschaft im Nationalsozialismus den Menschen »im Stande ihrer Unfreiheit einen neuen kategorischen Imperativ aufgezwungen hat: alles Handeln und Denken so einzurichten, dass Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe.« Um diesem kategorischen Imperativ gerecht zu werden, bedarf es einer Verteidigung des zionistischen Grundgedankens, der all die unterschiedlichen Ausprägungen und miteinander verfeindeten Richtungen des Zionismus eint: die Notwendigkeit der Etablierung und Aufrechterhaltung eines bewaffneten Kollektivs zum Zwecke der Selbstverteidigung gegen den Antisemitismus und der Verhinderung einer erneuten Vernichtung.

Der Einwand, es müsse aber doch wohl noch möglich sein, »Israelkritik« zu üben, das habe doch rein gar nichts mit Antisemitismus zu schaffen, existiert nicht erst seit der Diskussion über die antiisraelischen Invektiven Jakob Augsteins. Doch erstens sollte man bereits dem Begriff der »Israelkritik« gegenüber sehr skeptisch sein, der in der aktuellen Debatte permanent verwendet wird; immerhin spricht auch kein Mensch von »Spanienkritik«, von »Schwedenkritik« oder von »Japankritik«, wenn politische Entscheidungen angeprangert werden, die in Madrid, Stockholm oder Tokio getroffen wurden. Zweitens muss man sich fragen, warum heute Menschen ernsthaft behaupten, man dürfe Israel ja gar nicht mehr kritisieren, wo doch genau das die ganze Welt praktiziert, und zwar von links bis rechts, in liberalen Zeitungen ebenso wie in konservativen, in islamischen Publikationen ganz ähnlich wie in christlichen. Drittens muss man sich genau ansehen, *was* kritisiert wird, wenn in Deutschland oder Österreich eine Art ‚Menschenrecht auf Israelkritik' eingeklagt wird: Man wird in *sehr* zahlreichen Fällen feststellen, dass Israel immer wieder für ein Verhalten attackiert wird, das bei jedem anderen Staat der Welt, wäre er in einer vergleichbaren Situation, als völlig nachvollziehbar und legitim gelten würde.

Natürlich muss und soll sich niemand blind machen für das konkrete Agieren der israelischen Armee oder für die zahlreichen innerisraelischen Widersprüche und gesellschaftlichen Probleme (für die sich jemand wie Augstein ganz offensichtlich nicht interessiert und von denen er keine Ahnung hat, ansonsten würde er beispielsweise niemals auf die Idee kommen, ultraorthodoxe Juden mit djihadistischen Massenmördern auf eine Stufe zu stellen); und es wäre naiv zu glauben, dass jenes, den israelischen Sicherheitskräften von den feindlichen Nachbarn aufgezwungene Vorgehen nie zu Übergriffen oder Fehlverhalten führen würde. Warum aber, um nur einen Aspekt herauszugreifen, werden solche – mal tatsächlichen, oft aber auch nur vermeintlichen – Übergriffe gerade von Leuten so aufgeregt skandalisiert, die in ihrem ganzen Leben noch nie auch nur ein Wort zum Beispiel über den Massenmord in Darfur oder über die Drangsalierung von Palästinensern und insbesondere Palästinenserinnen durch die Hamas verloren haben? Anders formuliert: Warum interessieren sich viele Deutsche und Österreicher nur dann für tote Araber, wenn sie glauben, dafür jüdische Israelis verantwortlich machen zu können?

Man kann all die Versäumnisse, die in Deutschland und Österreich bei der Aufarbeitung der Vergangenheit gemacht wurden, nicht einfach nachholen. Und schon gar nicht kann man gegenüber den Opfern der Shoah irgendetwas ‚wiedergutmachen', wie das schreckliche deutsche Wort in diesem Zusammenhang heißt. Was man allerdings tun kann, ist dafür zu sorgen, dass sich etwas Ähnliches unter anderen Vorzeichen nicht noch einmal wiederholt. Ein, wenn auch kleiner Beitrag dazu ist es, sich beispielsweise klar gegen die deutsche und österreichische Unterstützung von Regimes wie dem iranischen zu stellen, dessen eliminatorischer Antizionismus keineswegs nur von Augstein nach Strich und Faden verharmlost wird, und jenen Ressentiments entgegen zu treten, die hierzulande dem israelischen Staat entgegengebracht werden, und die in der Debatte über die Auslassungen des *Spiegel*-Kolumnisten Anfang dieses Jahres nochmals in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gekommen sind.

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Universität Wien, Mitherausgeber von »Iran im Weltsystem. Bündnisse des Regimes und Perspektiven der Freiheitsbewegung« (Studienverlag 2010) und Herausgeber von »Postnazismus revisited. Das Nachleben des Nationalsozialismus im 21. Jahrhundert« (ça ira 2012).

Frei und Illusionslos

Zum Leben auf der Eleonore. Von *Wolf Günter Thiel.*

Die Eleonore ist ein ehemaliges Wohnschiff und liegt fest vertäut im Winterhafen von Linz. Das Schiff verfügt neben zwei Schlafkabinen, einem Vortragssaal und einer Kombüse, über die legendäre Gemeinschaftskajüte. Es ist die Enge, die Vertrautheit und der Alkohol, der die Phantasie beflügelt und zu den unglaublichen Geschichten, dem berühmten Seemannsgarn, in einer eben solchen Kajüte führt. Es sind jene Erlebnisberichte und Geschichten von Seeleuten im Grenzbereich zwischen Wahrheit und Phantasie, die alle etwas undurchsichtig, dafür aber glaubhaft-eindrucksvoll sind. Die Seeleute der Eleonore bezeichnen sich selbst als Donauten. Ihre Schicksalsgemeinschaft ist die, derjenigen, die auf der Donau fahren, analog zu den Argonauten, die in der griechischen Mythologie auf der Suche nach dem goldenen Vlies auf dem Schiff Argo segelten. Die Schiffsführer der Eleonore sind Franz Xaver und Taro.

Die Eleonore ist ein Hausschiff der Stadtwerkstatt Linz, die Künstlern und Kunsttheoretikern Stipendien gewährt. Die Eleonore vermittelt ihren Stipendiaten die authentische Erfahrung eines auf das nötigste beschränkten Lebensraums. Dieser Lebensraum, der sein Alter und seine unterschiedlichen Nutzungen nicht zu verbergen sucht, setzt dem Luxus postmoderner Kunstwelten die Erfahrung eines modernen Spartiaten entgegen. Spartanisch steht hierbei für streng, hart, anspruchslos, genügsam und einfach. Die Eleonore setzt auf eine spartanische und lebensnahe Erfahrungen und vermittelt diese mit der ihr eigenen Lakonik. Mag die Welt mit Krisen beschäftigt sein, solange es Wasser in der Donau gibt, gibt es ein WC, das funktioniert. Auf das Wesentlichste reduziert ist der Bewohner der Eleonore krisenfest und selbstständig. Das Umfeld erinnert an Diogenes. Diogenes erlebte eine Zeit massiver gesellschaftlicher Veränderungen und eine damit einhergehende Veränderung des Welt- und Menschenbildes der Griechen. Peter Sloterdijk beschreibt die Situation: »Wer nicht blind ist, muss erkennen, dass ein neues Ethos, eine neue Anthropologie fällig geworden sind; man ist nicht mehr engstirniger Bürger einer zufälligen Stadtgemeinschaft, sondern muss sich als Individuum in einem erweiterten Kosmos begreifen.«[1] Die Donauten begreifen sich als Teil eines erweiterten Kosmos, den sie mit der Chiffre Donau andeuten. Sie wissen sich in ihrer spartanischen und lakonischen Grundhaltung für Veränderungen jeder Art gerüstet. Hinzu kommt der scheinbar an Diogenes geschulte Sinn für das Wesentliche. Für ihn ist der Mensch Sklave seiner eigenen künstlichen Bedürfnisse und seiner Bequemlichkeit. Die letztgenannte ist demnach der Ursprung von künstlichen Bedürfnissen. Der Irrtum der Menschen sei es, Bequemlichkeit mit Freiheit zu verwechseln. »Auf der Jagd nach Vergnügungen um jeden Preis werde ihr Leben immer freudloser und mühsamer, und während sie glaubten, für sich selbst vorzusorgen, kämen sie vor Sorge und Voraussicht erbärmlich um.«[2] Sloterdijk fasst die Kritik mit heutigen Begriffen zusammen: »Ideale, Pflichtideen, Erlösungsversprechen, Hoffnungen auf Unsterblichkeit, Ziele des Ehrgeizes, Machtpositionen, Karrieren, Künste, Reichtümer. Aus zynischer Sicht sind das alles Kompensationen für etwas, was sich ein Diogenes erst gar nicht rauben lässt: Freiheit, Bewusstheit, Freude am Leben.«[3] Der durch die postmodernen Delirien von künstlichen Welten navigierende Künstler, soll auf diesen Sachverhalt hingewiesen werden. Kunst ist per se existent und Kunstmachen per se machbar. Kunst entsteht nicht aus dem Bedienen manischer Überflusswelten postmoderner Kunstsysteme. Kunst zeigt sich nicht durch postmoderne Kunstmarktexzesse der von Theodor Adorno so verhassten Kulturindustrie, samt ihrer kapitalistisch messbaren Erträge. Kunst ist per se und a priori jenseits künstlicher Erwartungshorizonte existent. Diese Erkenntnis ist die erste, die der Stipendiat der Eleonore erlernt.

Jeden Montagabend wird auf der Eleonore die Welt verbessert und keine Kunst gemacht. Weltverbesserung ist die Parole der Donauten. Hierbei vermitteln sie ein Gefühl von Gemeinschaft, das jenseits des wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Überlegenheitspathos für einen Weg des gedanklichen und kulturellen Austausches auf Augenhöhe plädiert. Sie verkörpern ein Bewusstsein, das Künstler und Kulturanthropologen, genauso einbindet wie traditionelle Handwerker und Schiffsbauer mit ihren schiffsspezifischen Kenntnissen. Das Ergebnis solcher kollektiver Denkprozesse ist immer die Bricollage. Der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss stellte den Begriff Bricollage 1962 in seinem Konzept des »Wilden Denkens« vor und versteht ihn als das »Nehmen und Verknüpfen, von dem was da ist«. Für ihn beschreibt er die nicht vordefinierte Reorganisation von unmittelbar zur Verfügung stehenden Zeichen beziehungsweise Ereignissen zu neuen Strukturen. Diese Haltung wird durch die Eleonore und die Donauten verkörpert.

Erich Fromm schreibt bereits 1965: »Ich glaube, dass die Verwirklichung einer Welt möglich ist, in der der Mensch viel sein kann, selbst wenn er wenig hat; in der der vorherrschende Beweggrund seines Lebens nicht das Konsumieren ist; in der der Mensch das erste und das letzte Ziel ist; in der der Mensch den Weg finden kann, seinem Leben einen Sinn zu geben, und in der er auch die Stärke finden kann, frei und illusionslos zu leben.«[4] Frei und illusionslos müssen wir einen Prozess des Schrumpfens unser westlichen Nationalökonomien vor dem Hintergrund weltweiter neuer Arbeitsteilungen in der Produktion und Verteilung von Rohstoffen, Investitions- und Konsumptionsgütern konstatieren. Der Wohlstand wie wir ihn kannten und kennen wird nur sehr schwer aufrecht zu erhalten sein. Eine Bricollage bedeutet nicht unbedingt eine Minderung der Lebensqualität und Lebensfreude wie mir Taro, der jüngere der beiden Schiffsführer, erklärt. Er, dessen Vorfahren aus Japan kamen, weiß um die Qualitäten der Edo Kultur. Der Zukunftsforscher Azby Brown gibt uns einen Einblick in eben diese Kultur.[5]

Azby Brown, beschreibt in seinem Buch »Just enough ...« ein erfolgversprechendes und historisch erprobtes Lösungsszenario.[6] Er beschreibt das Leben im traditionellen Japan der Edo-Zeit. Als Edo-Zeit wird die japanische Geschichte von 1603 bis 1868 bezeichnet, benannt nach dem damaligen Namen der Hauptstadt, Edo (heute Tokio). Er beinhaltet die längste ununterbrochene Friedensperiode eines Landes in der Neuzeit weltweit. Es war die Zeit, als sich traditionelle Technologien auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklungen befanden und kurz bevor sich das Land westlichen Einflüssen öffnete und selbst in das industrielle Zeitalter eintrat. Einige Jahrhunderte vorher war das Land in einem desolaten Zustand, eine aggressive Ausbeutung der natürlichen Ressourcen, verbunden mit Klimaproblemen und Nahrungsmittelknappheit. Fragen der Energie, des Wassers, des Materials, der Nahrung und der Überbevölkerung spielten eine erhebliche Rolle und man fand Lösungen. Zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte sich die Gesellschaft in eine Ressourcen schonende und sparsame, abfallfreie, wohlbehütete, wohlversorgte und ökonomisch robuste Gesellschaft umgewandelt, die uns bis heute bewundernswerte und nachhaltige Standards in Design und Architektur überliefert. Wir lernen bei der Lektüre über eine wirkliche nachhaltige Gesellschaftskultur: wie gesamtgesellschaftliche Notwendigkeiten das tägliche Leben mitbestimmen können und wie soziale und ökologische Zusammenhänge unser tägliches Leben bestimmen, ohne den Lebensstandard einzuschränken. Der Autor weist uns auf die Eleganz der Möbel, Häuser und Gegenstände dieser Zeit und stellt den damaligen Purismus verbunden mit einer Ästhetik der Sparsamkeit und Effizienz als äußerst lebenswert heraus. Es ist das gute Gewissen, das richtige mit den gegebenen Mitteln zu tun.[7] Das Schiff Eleonore und die Donauten geben ein gutes Beispiel für diese Einstellung. Sie simulieren einen Lebensraum, in dem es sich frei und illusionslos leben lässt, jenseits von den spätkapitalistischen Konsumzwängen. Es geht ihnen vielmehr darum, ihre Gäste anzuregen, über den Sinn der Arrangements mit der spätkapitalistischen Gebärdengesellschaft nachzudenken.

---

[1] Peter Sloterdijk: Kritik der zynischen Vernunft. Erster Band. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1983. S. 309.

[2] Vgl. Karl-Wilhelm Weber: Diogenes. Die Gedanken und Taten des frechsten und ungewöhnlichsten aller griechischen Philosophen. 4. Aufl. München: Nymphenburger, 2003. S. 107.

[3] Peter Sloterdijk: Kritik der zynischen Vernunft. Erster Band. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1983. S. 313.

[4] Manuskript aus dem Jahr 1965 mit dem Titel »Some Beliefs On Man, In Man, For Man«. Deutsche Erstveröffentlichung in: E. Fromm, Humanismus als reale Utopie. Der Glaube an den Menschen, hg. von Rainer Funk (Schriften aus dem Nachlass, Band 8), Weinheim (Beltz Verlag) 1992, München 1996, S. 113-119

[5] *www.braungart.com /backgrndDE.htm*

[6] Azby Brown: Just Enough. Lessons in Living Green from Traditional Japan, New York 2010. Azby Brown is director of »The Future Design Institute«. It is an independent research laboratory at the University of Tokio established by the Kanazawa Institute of Technology in 2003 to investigate the changing nature of communication in the home environment, creativity, and design strategies for the future. It brings together artists, scientists, creators, and thinkers from many disciplines for collaborative research and discussion. *http://wwwr.kanazawa-it.ac.jp/fdi/FDI/FDI_Home.html*

[7] *http://www.justenoughjapan.com/JustEnough/HOME.html*; Malcolm Gladwell: The Tipping Point – How Little Things Can Make A Big Difference (2000) dt. Der Tipping Point (2002)

Wolf Günter Thiel lebt und arbeitet als Kulturwissenschaftler und Schriftsteller in Berlin. Er war Stipendiat auf der Eleonore im September 2012.

Widerstand ist zweckfrei

Politik, das ist das, wo man Leute wählen kann. Und Kunst ist das im Museum. Außerdem hat David Hasselhoff die Berliner Mauer zu Fall gebracht. Quelle: David Hasselhoff. Von *Stephan Roiss.*

Zugegeben: Die Subheadlines waren extrem erfrischend. Doch keine Angst: Der Rest wird anstrengend as fuck. Ich stelle darum umgehend in Aussicht, dass am Ende des Artikels erneut David Hasselhoff wartet. Durchhalten lohnt sich also. Und nicht vergessen: Wer scrollt, der scrollt. Es geht um politische Kunst. Subversive Kunst. Engagierte Kunst.

Strategie I: Metadada

In der europäischen Geisteswelt geht die Mär um, Kunst habe im Laufe der Neuzeit Autonomie erlangt. Zuvor sei Kunst primär ein Instrument der Religion und/oder der Herrschaft gewesen. Und damit auch gleich mal jede/r weiß, dass ich studiert habe, bezeichne ich diesen Emanzipationsprozess – mit Agamben und Ranciere – als den Übergang vom »repräsentativen Regime der Künste« zum »ästhetischen Regime der Künste«. Und nur KennerInnen von Agamben und Ranciere wissen jetzt, dass ich von Agamben und Ranciere keinen Tau habe.

Strategie II: Nichts nicht unterlaufen

Diese gesellschaftliche Entfesselung der Kunst – follow the reader – ermöglichte diverse ästhetische Revolutionen, die vorwiegend im 19. Jahrhundert ihre Anfänge nahmen. Moderne = Feuerwerk^{10}. Die Disziplinen agieren zunehmend undiszipliniert, befreien sich von überkommenen Regelkonvoluten, vervielfältigen die Gestaltungsmittel und machen die Grenzen zwischen den Genres durchlässiger. JOURNALISMUS DARF ALLES. Die Auslotung der Möglichkeiten schreckt weder vor dem Nullpunkt noch vor der vermeintlichen Selbstauflösung des eigenen Tuns zurück. John Cage komponiert 4'33'', ein Stück aus Schwein womöglich ellenlang, doch im Schatten dieser vier Klarsichtfolien malt Malewitsch ein schwarzes Quadrat auf weißem Grund. Duchamp stellt ein Pissoir ins Museum. Hätte die Kunst verabsäumt, ein derartiges Selbstbewusstsein zu entwickeln, gäbe es heute gar keine Möglichkeit nach dem Sinn und dem Status ihrer Politisierung zu fragen. Erst durch die Befreiung aus ihrer einst angestammten sozialen Rolle und ihrer vorgegebenen politischen Funktion (Repräsentation der regierenden Kräfte, Stabilisierung der Macht) konnte sie eigenständig Stellung beziehen.

Strategie III: Intertextuelle Spielerei

Die Kunst ist also nun frei und wild und alles eitel Wonne? Bevor uns das Kiefer vom Gähnen schmerzt, fragen wir unseren Korrespondenten, Zack de la Rocha. Der Frontmann von Rage Against The Machine bekannte 1999: »Als wir begannen, wirklich erfolgreich zu werden, wurde mir schnell klar, dass wir nicht länger darum herum kommen würden, uns mit der Mainstream-Pop-Konsumenten-Kultur auseinander zu setzen. Dort gibt es die Tendenz, revolutionäre Thesen und Ideen, Grassroots-Bewegungen, sprich alles, was Widerstand bedeutet, aufzusaugen, zu verwässern und glatt zu bügeln. So stellt schließlich die revolutionärste These irgendwann keinerlei Bedrohung mehr für das Establishment dar.« Kurz danach verließ Zack de la Rocha Rage Against The Machine und trug damit die Band zu Grabe. Was ist übrig geblieben? Postmodern gestaltete Teenie-Rucksäcke (»Battle of Los Angeles«-Buttons neben »Böhse Onkelz«-Patches), ein Genre, das die Welt nicht braucht (Nu-Metal) und eine zeitweilige Reunion, die an schmerzvoller Inkonsequenz kaum zu überbieten war. Der Appetit der Maschine ist grenzenlos und kennt keine Schamgrenzen: Miserabel rappende Rechtspopulisten inklusive StraCHE-Guevara-Shirts, Nirvana-Motive bei H&M, Punk von der Stange. Sylvère Lothringer: »Kritik ist zu einem Trugbild der Kritik geworden, zu einem Gegen-Diskurs, der dem Konsum immanent ist – so wie das cool smile der Pop Art sich nicht von kommerzieller Komplizenschaft unterscheidet. [...] Hindernisse und Widerstände werden in Wirklichkeit überall vom System genutzt, um sich weiterzuentwickeln. In diesem Prozess hat die Kunst viel von ihrer Singularität und Unberechenbarkeit verloren.« FIRFIVFBCPJFDCNÜRFKCN – Damit hast Du nicht gerechnet.

Strategie IV: Desperate Sturheit

Wie kann Kunst relevant sein und sich trotzdem dauerhaft der kapitalistischen Verwertungslogik entziehen? Wie kann Kunst das große Getriebe gehaltvoll irritieren – nun, da »Subversion zur Funktion des Systems selbst geworden ist« (Katja Diefenbach)? Oder – so ist es doch meistens – ist die Frage falsch gestellt? Natürlich ist die Frage falsch gestellt. Und die Antwort steht HIER. Da das die Wahrheit und nichts als die Wahrheit ist, scheiß ich auf diesen Text, samt den schönen Zwischenüberschriften, die ich ursprünglich vorgesehen hatte: »Adorno vs. Artivism«, »Godard vs. Pussy Riot«, »Subversive Formwandler vs. Arrrt Action Heroes«, »Der Geist ist ein Knochen vs. The truth is concrete«. Wäre wirklich interessant geworden.

Aber ohne Adorno geht es wirklich nicht: »Die adäquate Haltung von Kunst wäre die mit geschlossenen Augen und zusammengebissenen Zähnen.« Nur für den Fall, dass Dir dieser Artikel nicht zusagt. Falls Dir dieser Artikel nicht zusagt, liegt das nicht notwendig an ihm. Er selbst interessiert sich übrigens nur für sich, insofern er sich »als Instrument, Taktik, Erhellung in einen wirklichen Kampf einfügt« (Foucault). Er möchte von seinen Schriftatomen, dass sie »so etwas wie Operationsmesser, Molotowcocktails oder unterirdische Stollen sind und dass sie nach dem Gebrauch verkohlen wie Feuerwerke« (Foucault).

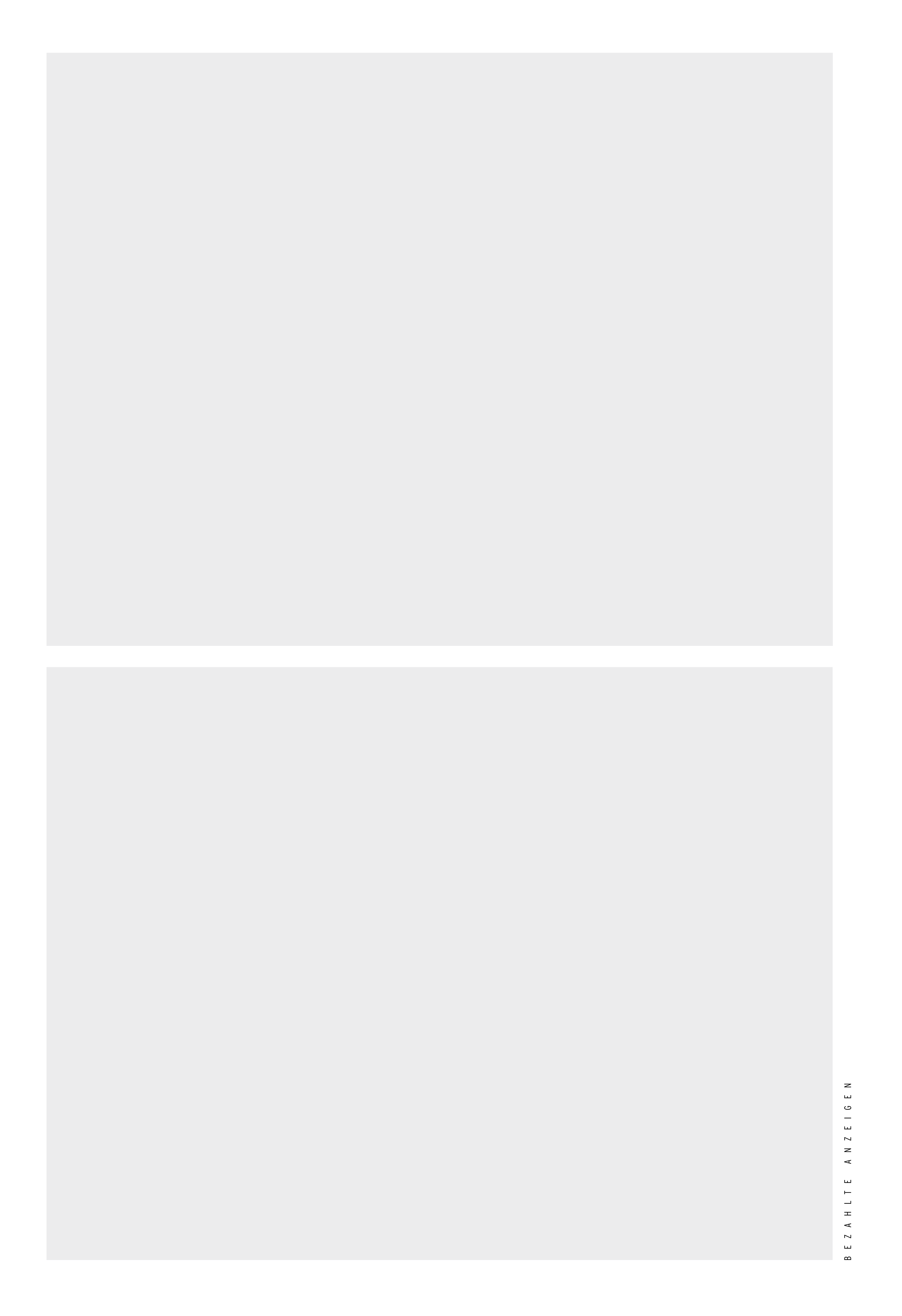
Strategie V: Tue simpel, tue niederschwellig, damit Dir niemand den Vorwurf machen kann, Dein Getue wäre distinktiv, hermetisch und selbstgefällig

Wozu Theorien wälzen, Begriffe abwägen und berühmte Leute falsch zitieren. Wenn man mit einem Text die Welt verändern kann. DONE. »I've been looking for freedom«.

Strategie VI: David Hasselhoff

---

[10] Diese Ziffer stellt keinen Verweis auf eine Fußnote dar. Sie meint die Hochzahl einer mathematische Potenz.


BEZAHLTE ANZEIGEN

Orgien für das nICHts

Fuckhead müssen nicht vorgestellt werden. Fuckhead geben eine Vorstellung. Am 10.Mai in der Stadtwerkstatt. Von Stephan Roiss.

Fuckhead. Paranoid strampelnde Mutanten der Firma Rock & Rabensöhne; fetter Bit&Byte-Wahnsinn; komplexe, temporeiche, irrwitzige Sounds. Dazu oftmals Visuals und fast immer fast nackte Leiber, die das Plenum mit allerlei Faxen und schwerwiegenden Frechheiten konfrontieren.
Für das kulturelle Getriebe ist dieser Act seit jeher schwer zu fassen. Seit 1988 flottiert dieser Krach-Happening-Mantikor derartig eigensinnig zwischen den Genres, dass jede Etikettierung unzufrieden lässt.
Sicherlich kommt man irgendwie aus der Ecke, wo es verdächtig nach Industrial und Noiserock riecht. Doch durch ironische Distanz, Stilbrüche aller Art, ständige Kurswechsel und insbesondere durch die grenzüberschreitenden Bühnenshows entzog sich Fuckhead erfolgreich den begrifflichen Fixierungen. Die Kategorie der Authentizität wurde immer schon abgelehnt. Kunst ist künstlich. Gefeiert wird die Pose, die souveräne Selbstdifferenz, der Genderfuck, die multiple Persönlichkeit. Bald wurde man als Artcore-Formation identifiziert, bald aus dem heiligen Tempel der Kunst wieder vertrieben – gebrandmarkt als unwürdige Schänder. Als der Electro Einzug ins Klangbild der Band hielt, programmierte Sounds Raum einnahmen, sorgte dies für weitere Irritationen. Sogar die Free-Jazz-Szene nahm sich zwischenzeitlich dieser Extrem-Kombo an. Gewiss ist: Fuckhead hat sich nie darauf beschränkt, eine Band im engeren Sinn zu sein. Dazu war der »Performance«-Faktor stets zu hoch – selbst in den Anfängen, in denen man sich noch relativ klassisch gebärdete. Mit klassischen Gebärden hat man schon lange nichts mehr am Hut. Stattdessen hat man sich Aktionismus, Schock und Orgie auf die Fahnen geschrieben. Mit jeder Öffnung und jedem Sekret, das die menschliche Physiologie zu bieten hat, wurde irgendwann einmal experimentiert. Und wieso sollte man sich nicht auch einmal Plastikstränge durch die Brustmuskulutar ziehen und sich daran aufhängen, um ein bisschen über der Bühne zu baumeln? Hat sich Fuckhead-Sänger Didi Bruckmayr gefragt und seine Idee umgehend umgesetzt. Für ihn selbst hat derlei weniger mit provokativem Spektakel, als vielmehr mit dem Aufsuchen von Trance, kleiner Transzendenz und Psychohygiene zu tun.



Foto: Peter Bittermann

Linzer Aktionismus

Mittlerweile hat man – die Tabubrüche betreffend – einen Gang zurück geschaltet. Vorwiegend aus Rücksicht gegenüber den Zuschauerinnen und Zuschauern. Ein bisschen um die Sensationsfixierten und Blutgeilen zu enttäuschen. Kaum aufgrund der Gefahr von ernsthafter Selbstbeschädigung. Fuckhead in die Tradition des Wiener Aktionismus einzuschreiben, erfasst zwar das Phänomen nicht erschöpfend. Eine gewisse heuristische Kraft besitzt dieses Vorgehen jedoch mit Sicherheit. Der Gatsch und die Geilheit Mühls, das Nichtzurückschrecken vor (scheinbarer) Autoaggression und die sensible Reflexionskraft eines Brus, Schwarzkoglers Kryptik, das Orgiastische und Ironische im Werk von Nitsch – dies alles spinnt sich weiter in den Exzessen von Fuckhead. Die letzten Auftritte geben sich nun offensiv postmodern, behandeln das Verschwinden des Subjekts, »das Nichts der Lücke«. Brutaler Eskapismus, einst und heute.

Und wer ist derzeit im Action-Team? Michael Strohmann greift tieftönend in die Saiten und programmiert Apokalypsen. Am Schlagzeug eskaliert DD Kern, der auch bei BulBul und Wipe Out den Takt vorgibt. Das zweite Maul der Fickkopf-Hydra neben Didi Bruckmayr ist dessen Cousin Siegmar Aigner. Selbiger – ein wahrer Prügel von einem Bass-Hünen – schmettert hauptberuflich Arien in der Staatsoper. Seit geraumer Zeit betreiben die beiden Vetter eine Side-Project-Wirtschaft: Unter dem Namen Mussurunga treten sie als Duo auf.

Am 10.Mai werden Fuckhead in der Stadtwerkstatt fröhliche Wiederkehr feiern. Eine neue Digital-EP wird zu diesem Zeitpunkt frisch veröffentlicht sein. Als Teaser für ein Vinyl-Album, das Anfang September dann über Noise Appeal erscheinen wird. Zu Redaktionsschluss waren noch keine Titel für die Releases bekannt.

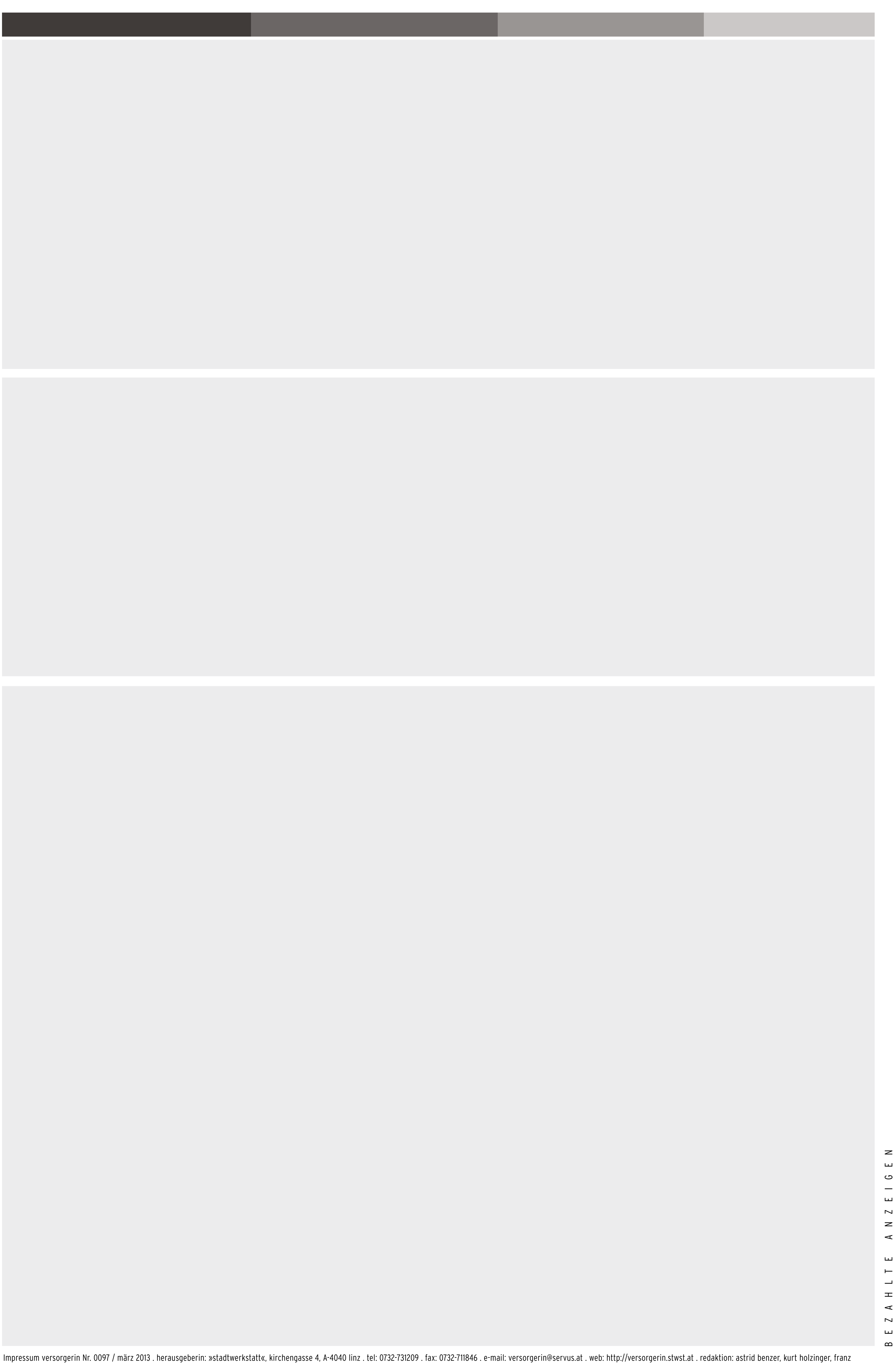
Mit Christian Bruckmayr (Didis Bruder) wird an diesem Abend ein weiteres Gründungsmitglied von Fuckhead auf der Bühne stehen. Er eröffnet mit seinem Projekt »raum.null« den Abend. An der Seite von Benjamin Olsen (L.A.) und Dobrivoje Milijanovic (Belgrad). Deutlicher ruhiger als Fuckhead, aber vergleichbar doppelbödig dunkel.

www.fuckhead.at

Anmerkung: Der vorliegende Text nimmt starke Anleihen an einen Artikel, den der Autor in Ausgabe Nummer 33 von »freiStil« veröffentlicht hat.

VERANSTALTUNGEN STWST MÄRZ/APRIL/MAI

Fr. 01.03.13 Foyer #2 mit Andaka, Tischtennis u.v.m.
Sa. 02.03.13 junQ.at Qlash mit 17th Boulevard, Supervision u.v.m.
Fr. 08.03.13 Feministisches Wunschkonzert
Sa. 09.03.13 Katriana
Do. 14.03.13 Hgich.T
Fr. 15.03.13 Black Hourgless + Ema Cameli
Sa. 16.03.13 Yes we Jam Night Beatfight
Mi. 20.03.13 »Dialektik im Quartett. Beethoven und Schubert« Vortrag mit Gerhard Scheit
Fr. 22.03.13 The Future Sound
Sa. 23.03.13 The Veins + JFT Trio + Dash2 + The Professors
Fr. 29.03.13 Mombu
So. 31.03.13 Foyer #3
Fr. 05.03.13 Paddy Murphy
Sa. 06.04.13 The Future Sound
Di. 09.04.13 Toy
Fr. 12.04.13 Kila Kahuna & friends
Sa. 13.04.13 The Empress Club mit Lady Leshurr u.v.m.
Fr. 19.04.13 The Future Sound
Sa. 20.04.13 Louise Distras
Mi. 24.04.13 »Dialektik im Quartett. Schönberg und Berg« Vortrag mit Gerhard Scheit
Fr. 26.04.13 Stereofreezed
Sa. 27.04.13 DGTL42
So. 28.04.13 Jessica Bailif + Boduf Songs
Di. 30.04.13 Kid606 + Dat Politics
Mi. 22.05.13 »Dialektik im Quartett. Adorno und Eisler« Vortrag von Gerhard Scheit



Impressum versorgerin Nr. 0097 / märz 2013 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: http://versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, franz xaver . cover-sujet: silke müller . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 9.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERSTATT, KIRCHENGASSE 4. 4040 LINZ**